Conversations-
und
Reisebibliothek.

XX.

August Diezmann.

Leipzig. Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1856.

Leipzig.

Skizzen

aus der

Vergangenheit und Gegenwart.

Von

August Diezmann.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1856.

Vorbemerkung.

Leipzig, die kleine Stadt mit dem großen Rufe, hat von jeher viel von sich reden gemacht. Es gehört sogar zu ihren Eigenthümlichkeiten, wenn auch nicht gerade Vorzügen, — wie ihre Lerchen, ihr Allerlei und ihre (Buchhändler-) Krebse, — daß die Bücher über Leipzig fast so zahlreich sind wie die über Paris und London und eine Sammlung derselben die Wände eines Zimmers von mittlerer Größe vollständig bedecken würde. Gelesen werden freilich diese Schriften voll tieflangweiliger Gelehrsamkeit, voll maßloßen Lobes oder Tadels nur von äußerst Wenigen, während doch viele Tausende ein lebhaftes Interesse an der merkwürdigen Stadt nehmen, theils weil sie die Universität derselben oder ihre anderweitigen Bildungsanstalten besuchten, theils weil sie auf den Messen Geschäfte machten oder machen wollen, theils weil sie mit Leipzig, als dem Haupt- und Knotenpunkt des deutschen literarischen und buchhändlerischen Verkehrs in Beziehungen stehen. Allen *diesen* will die vorliegende Schrift in *unterhaltender* Weise erzählen, *wie* Leipzig ist und

wie es wurde, was es ist. Man erwarte demnach weder historische Untersuchungen, noch statistische Tabellen, sondern leicht skizzirte Bilder und Schilderungen von den Zuständen Leipzigs in der Vergangenheit und Gegenwart, so daß Fremde, die unsere Stadt besuchen, im Eisenbahnwagen oder, in einer geschäftslosen Stunde, im Gasthause sie lesen und als Andenken aufbewahren mögen, Leipziger selbst aber ihre Heimat, wenn auch nicht besser kennen, doch höher schätzen und treuer lieben lernen.

Leipzig, Ostermesse 1856.

August Diezmann.

Berichtigungen:

Seite 50 Zeile 10 von oben ließ Elster statt Pleiße.
Seite 52 Zeile 10 von unten ließ 1847 statt 1849.

Inhalt.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Die Leipziger sonst und jetzt.

„Leipzig, die fürnehm Handels-Stadt,
Ein Windisch Volk erbauet hat,
Welchs man Soraben hat genandt,
Das weit und breit worden bekandt.
Es war Lipzk ihr erster Nam,
Den sie vom Lindenbusch bekam,
So in der Gegend gstanden ist,
Wie man hievon geschrieben list,“

singt Andreas Goldmayer in seinem 1645 in Nürnberg gedruckten Buche, in welchem er aus astrologischen Gründen nachzuweisen sucht, daß der Grundstein unserer Lindenstadt 41 Minuten nach 1 Uhr am Sonntag Vormittag, 16. April, des Jahres 551 gelegt worden ist.

Wir können diese und andere Angaben über die Gründung Leipzigs auf sich beruhen lassen, es bleibt doch soviel gewiß, daß die „fürnehme Handelsstadt“ zu den alten Städten Deutschlands gehört, obgleich erstens ein Zeuge ihrer Gründung heute noch lebt — die vielbesuchte „große Eiche“ nämlich in der Nähe des Dorfes Ehrenberg, die einen Umfang von funfzehn Ellen hat und der man ein Alter von mindestens tausend Jahren zuschreibt, — und zweitens Goethe vor fast hundert Jahren schon sagt: „Leipzig ruft dem Beschauer keine alterthümliche Zeit zurück; es ist eine neue, kurzvergangene, von Handelsthätigkeit, Wohlhabenheit

und Reichthum zeugende Epoche, die sich uns in diesen Gebäuden ankündigt." Wegen dieser Handelsthätigkeit und Wohlhabenheit wurde die Stadt aber auch zu allen Zeiten, unbescheidener in den frühern als in den neuern, in Worten und Schriften gepriesen. So schreibt 1721 Iccander in „das in ganz Europa berühmte galante und sehenswürdige königliche Leipzig": „Die Hauptkauf- und Handelsstadt, das Auge des Kurfürstenthums, die Mutter der Musen unseres Sachsenlandes, der Ausbund aller civilité und die Lehrmeisterin aller Sitten, die Perle der sächsischen Kaufmannsschaft, wo nicht nur ganz Europa, sondern auch Asia, Afrika und Amerika aus der Ferne Kaufwaaren in Menge zusammenschütten, die mit den schönsten und uralten Freiheiten vor andern beglückte Festung, das kleine Meißner Rom, zählt man mit höchstem Rechte unter die besten Städte Deutschlands und wird leicht kein Passagier durch die Welt reisen, der nicht diesen Ort besuchen, besehen und bewundern, auch sich eine Zeit lang allda mit höchstem Vergnügen aufhalten sollte, sintemalen Jeder darin findet, was nur das Herz wünschen kann." Ein anderer alter Schriftsteller vergleicht Leipzig mit einem goldenen Ringe, der mit „zwo unschätzbaren Juwelen" geschmückt sei, womit er „die Kaufmannschaft und die Universität" meint. Auch der Ausspruch in Goethe's „Faust" ist nicht zu vergessen:

„Mein Leipzig lob ich mir!
Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute,"

den die Leipziger oft im Munde führen, ohne zu bedenken, daß ihn der Student Frosch in Auerbachs Keller in der Trunkenheit thut. — Man hat Leipzig sogar nicht selten das Hirn oder den Kopf Deutschlands genannt. Der berühmte Leipziger Professor Carpzow schrieb in viele Stammbücher:

Extra Lipsiam non est vita,
Si est vita, non est ita.

Außer Leipzig giebt es gar kein Leben,
Giebt es solches, ist's ihm doch nicht eben.

Die Stadt, die sich jedenfalls immer einen großen Namen zu wahren gewußt hat, ist eigentlich klein, denn man umgeht sie bequem in einer halben Stunde in den freundlichen Anlagen, welche an der Stelle der ehemaligen Festungswerke angelegt worden sind und die eigentliche Stadt umgrenzen. Erst seit neunzehn Jahren dehnen sich die früher unbedeutenden Vorstädte nach allen Seiten ansehnlich aus, ja sie bilden nach Osten und Westen hin neue Städte, Töchter zum Theil stattlicher und schöner als die Mutter, die zwar alt ist, aber das Regiment sich nicht entreißen läßt, denn den eigentlichen Verkehr, die Verwaltung und die Universität umschließt noch immer der verhältnißmäßig beschränkte Raum der Altstadt, der City, wie die Londoner sagen würden.

In der neuesten Schilderung Leipzigs (Allgemeine Augsburger Zeitung Nr. 323 vom Jahre 1854) aus der Feder eines scharfbeobachtenden Schriftstellers (der nachstehende Mittheilung gestattet) heißt es:

„Eine wunderlich zusammengewürfelte Bewohnerschaft siedelt in dieser Handelsstadt an Elster, Pleiße und Parthe. Die Firmen zeigen schweizerische, französische, italienische, specifisch süd-, specifisch norddeutsche Namen. Unter den niederländischen sind die Nachkommen der vom Herzog Alba vertriebenen Antwerpner Kaufleute, unter den französischen manche, welche die Aufhebung des Edicts von Nantes zur Auswanderung zwang. Hieran mag es größtentheils liegen, daß die Stadt in der Sitte des Hauses so wenig wie im öffentlichen Leben einen ausgeprägten Charakter zeigt. Jene wahrhaft patriotische Anhänglichkeit des Bremer Kaufmanns an seine Vaterstadt, jener tiefbegründete Ehrgeiz, dem Gemeinwesen zu dienen und zu Hamburgs Ruhme beizutragen, der den Hamburger Kaufmann neben dem Geschäftseifer beseelt, fehlt in Leipzig, wo die städtische Repräsentation die letzte Entscheidung in den wichtigsten Angelegenheiten den königlichen Behörden zu überlassen hat. Jene Rivalität des Börsen- und Kaufherrn mit dem Adel, welche

dem Luxus, dem Vergnügen, dem geselligen Ton von Frankfurt a. M. die einfache und ungesuchte Eleganz giebt, fehlt in Leipzig, wo sich unter siebzigtausend Einwohnern, die Officiere und Officierswitwen mit gerechnet, kaum siebzig Adelige finden, und diese so wenig wie der Beamtenstand und die Universität begütert genug sind, um dem Kaufmann zu zeigen, wie der Reichthum mit Anstand bemerkbar zu machen ist. Vielfach fehlt die Redseligkeit an diesem Platze, der Kern der Artigkeit, der nachhaltige Werth, und der Liberalismus Leipzigs ist bekanntlich stark ausgewachsen wie nasses Getreide.

„Es ist bezeichnend, daß der „höhere“ Leipziger Kaufmann dem Fremden gegenüber leicht eilig Leipzigerisch spricht, und das Gesagte dann bedachtsamer in dem Deutsch des gebildeten Mannes wiederholt. Es fällt auf, daß man trotz der großen Capitalien, welche hier fundirt sind, in den Straßen fast gar keine Equipagen, Reitpferde und Livree-Bediente bemerkt. Wäre das kernbürgerlich und beruhte es auf grundsätzlicher Einfachheit, so müßte es gelobt werden, allein man ist zu bequem, um sich am Pferde zu freuen; man zieht diamantene Knöpfe und Diamantschmuck auf den Bällen vor, um Staunen zu erregen, und man ist nachsichtig genug, die Aufwartung durch emeritirte Markthelfer und hübsche Stubenmädchen besorgen zu lassen. Daß außerdem die Musik vom vollendeten Gewandhausconzert bis zum Klimperkasten in jedem Hause eine so große Rolle spielt, ist ebenfalls ein Merkmal der vorherrschenden Lebensauffassung geworden.

„Der Ehrgeiz Vieler, ein stattliches Haus mit Garten zu besitzen, läßt in der Dresdner Vorstadt und an der Weststraße manchen schönen Bau emporsteigen. Oft fühlt man sich gedrungen, stehen zu bleiben und an Villen und Reihehäusern Portal, Sims, ja den ganzen Aufriß zu bewundern und die tüchtige Durchführung einer architektonischen Idee anzuerkennen. In die Häuser wollen wir nicht näher eindringen. Es befinden sich manche hübsche Samm-

lungen von Gemälden und Handzeichnungen darin; es giebt kostbare Gewächshäuser, ganze Colonien von Singvögeln und Sammlungen von Meerschaumpfeifenköpfen; aber Bibliotheken giebt es in den Kaufmannspalästen, trotz der Nähe des Buchhandels und der Universität, nur wenige. Männer, welche Leipzig länger beobachteten als wir, behaupten, daß Sinn für wahre Poesie oder gar für ernste Wissenschaft in kaufmännischen Regionen nur sparsam vertheilt sei. Anzuerkennen bleibt dagegen unter allen Umständen die große Wohlthätigkeit dieser Kreise. Die reichen Familien sind wohlthätig aus Christenthum, aus Humanität, aus schöner Gewohnheit und gutem Ton; sie sind es mit voller Hand, wie die wohldotirten Versorgungshäuser für Armuth und Alter, und die großen Hospitäler beweisen, deren wissenschaftliche Directoren die Liberalität der aus der Kramer-Innung hervorgehenden Verwalter nicht genug zu loben wissen. Nicht leicht wird von diesen die Bewilligung für kostspielige Instrumente oder für zweckmäßige Erweiterung der Anstalt abgeschlagen, und wenn die Stiftungsgelder nicht ausreichen, so werden gern und geräuschlos aus Privatkassen die Zuschüsse herbeigeschafft. Auch die weniger hervorragenden Kreise sind mildthätig, aber dann echt kaufmännisch in festen Terminen und gegen Quittung des Almosenempfängers.

„Höhere Geselligkeit findet nur in wenigen Häusern freundliche Pflege. Meist wird der eingeführte Fremde zu einem splendiden Diner oder Souper eingeladen und auf einen Gewandhausball „mitgenommen." Damit enden die Beziehungen, da in Ermangelung des Theetisches einer liebenswürdigen Dame das Wiederkommen äußerst erschwert ist. Einheimische statten in den Kreisen, welche ein Haus machen, nach der Rückkunft der Dame aus dem Bade, oder dem ländlichen Sommeraufenthalt ihre Visite ab, werden zu den üblichen glanzvollen Quartalgesellschaften geladen, übrigens aber ruht die Bekanntschaft. Fast nur in jenen Kreisen, wo die Sonntagspredigt, Kirchen- und Missionsangelegenheiten

die Unterhaltung bilden, herrscht Herzlichkeit, weiterhin — Politur. Haben sich die Herren den Tag über geschäftsmäßig bemüht, Geld zu machen, so gewährt das Geld auch die Abendunterhaltung am Spieltische. Der Lhombresatz zieht die Demarcationslinie zwischen den verschiedenen geschlossenen Gesellschaften, unter denen die „Harmonie", welche seit 1775 besteht, die erste ist. Dort halten die Notabilitäten der Börse und was sich ihnen anschließt regelmäßige Sitzung, um zum Theil nachher noch bestimmte Keller und Weinstuben zu besuchen. Besonders beliebt sind in der Hinsicht die sogenannten italienischen Waarenhandlungen, Auerbachs Keller oder Ferrari's trauliche Räume, wo die Düfte von Lachs, Orange und Mandarinenarak die Seele betäuben. Die Austerschaalen klappern, Codeghini di Cremona, Zampetti di Bologna, Straßburger Gänseleber, russischer Salat, Schafhäuser Ziegenkäse und Chesterkäse befördern den Durst und Porter und Ale, Pontet Canet, Chateau Margot, Düc de Montebello und Queen Victoria sind von bester Qualität. Hier sieht man die lustigen Söhne jener ernsten Väter, welche den wahren Fortunat in feuerfesten Kisten mit Alphabetschlössern bewahren. Da stellen sich aber auch die klugen Alten ein, welche 1836 auf einen tüchtigen Pack Dresden-Leipziger Eisenbahnactien oder auf einen detto Leipzig-Magdeburger 1841 ihr Siegel drückten und dem tiefsinnig dabeistehenden Freunde feierlich zuraunten: Die müssen gut werden. Man spricht natürlich vom Gelde und denkt im Stillen an alle die Dinge, welche für Geld zu haben sind. Man spricht von sechzig Thalern Umsatz am Spieltisch und dem wunderbaren Falle der Karten, den Kaufmann dagegen zu fragen, wie stark die Bestellungen aus Frankfurt oder Hamburg waren, verräth den Fremdling auf diesem Gebiet und jener wird eine ausweichende Antwort geben, selbst wenn der Ananaspunsch sehr stark war. „Wenn die Neugroschen des Detailhandels nicht wären," heißt es, „so wäre ich ein geschlagener Mann," allein der Kellner, welcher sich aufs Augenzwinkern versteht, hat un-

unvermerkt eine zweite Flasche Veuve Cliquot gebracht. Auf meine schüchterne Frage: Was versteht man in Leipzig unter einem guten Geschäfte? erhielt ich die Antwort: Dreißigtausend Thaler Nettogewinn bei einem Umsatze von einigen Hunderttausenden.

„Comptoiristen und Commis sind auf Theater, Concert, Wein- und Bierhaus angewiesen. Sie sind in socialer Hinsicht ohne Anhalt in der Familie des Principals und sich selbst überlassen, weil ihrer zu viel geworden, als daß die patriarchalische Sitte, sie Abends wie Mittags am Tische zu sehen, fortbestehen könnte. Ausnahme wird nur der Einzelne bilden, der „aus gutem Hause" stammend, bald nach dem Ueberschlage des gegenseitigen Vermögens die Zuneigung einer Tochter gewinnt. Ganz ohne Studien gehen die geschäftsfreien Stunden für den jungen Kaufmann wohl nicht vorüber, da namentlich die Uebung in fremden Sprachen täglich unerläßlicher wird. Neben mannigfacher Lectüre werden mehr Verse angefertigt als nöthig und wünschenswerth, und statt der Frachtbriefe stylisirt der künftige Handelsherr jene andern Briefe, die auf Rosa geschrieben zu werden pflegen. Der Commis bedarf in seiner Isolation des weiblichen Umgangs als Herzenszuflucht, wie er versichert, und die Putzmacherin findet in ihm eine Stütze, wenn auch nur eine vorübergehende. Er versorgt das Mädchen mit Handschuhen, Hut und Mantille, da der Wochenlohn des hübschen Kindes nicht so weit reicht und sie begleitet ihn nach Machern und Schkeuditz, wohin der Principal so leicht nicht vordringt und an den Winterabenden in die verschiedenen musikalischen Unterhaltungen. Besitzt Er oder Sie „Hausschlüssel und separaten Eingang", wie es bei den gesuchten und angebotenen kleinern Wohnungen beständig heißt, so wird das Verhältniß unstreitig vertrauter und Berangers Vers: on peut manger sans nappe erhält der Grisette heiterste Zustimmung, wenn der Freund ihr das Confect in der Tasche mitbringt. Daß der Commis der Erste ist, welcher sich eine neue Mode aneignet, um den Beweis zu liefern, daß er die Idee

des Pariser Kleiderkünstlers vollständig durchdrang und daß der neue Schnitt, sei er noch so abgeschmackt, weder einen an sich untadelhaften Wuchs beeinträchtigt, noch die elegante Bewegung stört, ist sein Vorrecht. Daß sich jeder Wirth der Ankunft dieser jungen Herren freut, die hinsichtlich des Aufwands den Studenten meist überlegen sind, deuten diese als Glück und nicht als Verdienst aus.

„In der Niederlage zwischen Ballen und Kiste ist der Markthelfer, wie der Todtengräber auf dem Gottesacker, die uneigennützigste Seele von der Welt. Er verwaltet die ihm anvertrauten Reichthümer für geringen Lohn mit Treue und Umsicht, und wird dafür höchstens Familieninventar, dem bei der Last der Jahre die Schultern erleichtert werden, um den Briefbesteller und Aufwärter im Hause des Brodherrn abzugeben und die Enkel desselben in die Schule zu bringen. Packträger und Auflader sind zahlreich genug, um eine eigene freie Zunft zu bilden. Sie lagern, mit tüchtigem Schurzfelle angethan, den Riemen des treuen Eisenhaken um die Hand gewickelt, auf den zweiräderigen Karren an den Straßenecken und in bestimmten Schenken, um auf den ersten Wink die größten Lasten wie Dämonen zu umarmen und als süße Beute zu entführen. Unter diesen Lastträgern stecken noch die alten primitiven Spediteure, welche weder lesen noch schreiben können; sie kennen nur die Fuhrleute von Grimma, Eilenburg und Lützen; aber es kommt Alles richtig an. Dieses rauhe Geschlecht ist das originellste in ganz Leipzig und unter ihm sieht man noch ächte Sorbengesichter. Welche Farbe die Jacke dieser Männer ursprünglich trug, wird kein Sterblicher enträthseln; desto unzweifelhafter ist die Farbe ihrer Nasen, und Pfeife und Cigarre bester Qualität müssen während der Mußestunden vor der Eisenbahn und dem Lagerhause und auf dem Markte beständig glimmen. Geht's an das Zechen, so wird erst Schnaps getrunken, um das Weißbier vertragen zu können und dann wieder Schnaps, weil das Weißbier kältete. Wo Morgens Speckkuchen und Abends Schlachtfest angekündigt wurde, da sam-

meln sich diese zollvereinländischen Theerjacken wie die Wespen und Fliegen um eine angeschnittene Birne; und während Magistrat, Geistlichkeit und gutmüthige Tageblattscorrespondenten darüber nachsinnen, das geistige und materielle Wohl dieses Standes zu heben, vertrauen löbliche Mitglieder desselben Gott und ihren Trümpfen und spielen Scat mit einer Leidenschaft, daß sie darüber manchen Taglohn versäumen."

Es liegt in dieser Schilderung viel Wahrheit, denn die ganze Geschichte Leipzigs bestätigt sie. Von jeher zeichnete sich die Stadt durch ein gewisses Weltbürgerthum aus, wenn es auch nur eine Folge davon war, daß in den Messen, jährlich mindestens zweimal, Fremde aus den verschiedensten Ländern in großer Anzahl hier erschienen und die ganze Stadt gleichsam zu Einem Wirthshause machten; es ließen sich aber auch häufig fremde Handelsleute hier nieder und die Universität zog seit Jahrhunderten junge Männer herbei, von denen gar Manche die ihnen liebgewordene Stadt nicht wieder verließen.

Immer unterschieden sich ferner die Leipziger nicht blos von den übrigen Sachsen, sondern auch von den meisten andern Deutschen durch ihre große Vorliebe für Vergnügungen und Genüsse aller Art, durch ihre Leidenschaft für alles Neue und darum auch durch ihre Putzsucht und ihr Haschen nach neuen Moden. Dieses Jagen und Fragen nach Neuem bestätigt eine Schrift aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, in welcher es heißt, sobald ein Leipziger irgend Jemand begegne, sei seine erste Frage: was giebt es Neues? Die Folge davon war — und ist heute noch — ein ziemlich hoher Grad von Neugierde, der den Leipzigern eigen ist; auf der andern Seite gab dieses Streben nach Neuem nicht selten den Anstoß zu Reformen, Veränderungen und Verbesserungen, von denen nicht wenige von Leipzig oder doch von Leipzigern ausgegangen sind. In Leipzig begann die Reform des deutschen Theaters durch die Verbannung des Hanswurstes durch Gottsched

und die Neuberin; von Leipzig aus erfolgte die Reform der deutschen Sprache und Literatur durch Lessing, Weiße und deren Freunde; in Leipzig wurde die Homöopathie erfunden; Leipzig baute die erste große Eisenbahn in Deutschland; der Leipziger Tetzel ward durch seinen Ablaßkram die Veranlassung zur lutherischen Reformation, welcher Leipzig bald zufiel; Thomasius, der den Hexenprozessen den Todesstoß gab, gegen die Folter und allen Aberglauben eiferte; Leibnitz, der Schöpfer der neuen Philosophie waren Leipziger, und in Leipzig hatte man die ersten Pietisten*).

Die Genuß- und Putzsucht der Leipziger hat der Behörde der Stadt von jeher große Noth gemacht, wie die zahlreichen Verordnungen und Verbote beweisen, die dagegen erlassen werden mußten, oder doch erlassen wurden. Diese alten Verordnungen sind jetzt werthvolle Beiträge zur Sittengeschichte.

Von den Sorben, die Leipzig bauten, weiß man wenig, doch so viel, daß schon die damaligen lipzkischen Mädchen das Haar zierlich in Zöpfe flochten und buntfarbig bedeckten. Eine gedruckte Kleider- und Wirthschaftsordnung für die Stadt Leipzig hat man schon aus dem Jahre 1506, in welcher es heißt: „Kein Rathsherr, oder der, so ihm gleich geachtet wird und deren Weiber sollen ein Kleid tragen, daß über vierzig Gülden werth ist; Zobel und Her-

---

*) Im Jahre 1686 fingen einige Theologen an Vorlesungen für Beförderung der Bibelkunde zu halten, welche man collegia pietatis nannte; Diejenigen nun, welche diese Collegia besuchten, namentlich bei Franke, dem nachmaligen Gründer des großen Waisenhauses in Halle, zeichneten sich durch Kopfhängerei aus und wurden spottweise „Pietisten" genannt. Später hielten auch Bürger, namentlich Schneider, solche Bibel- und Betstunden und die Pietisterei griff so sehr um sich, daß ein Rescript der Regierung vom 10. März 1690 alle pietistischen Versammlungen bei Gefängnißstrafe verbot und die Universitäten Leipzig und Wittenberg 1692 bei dem Landtage Vorstellungen gegen den Pietismus einreichten, der sich in Folge davon nach Halle zog.

melin wird ihnen zu tragen verboten. Zur Kleidung mögen sie brauchen Chamlot, Sattyn und Kartofyk, aber keine Seide außer zu Joppen und Wamms. Sie sollen keine güldenen Ketten, Halsbänder und Perlen, kein vergüldetes Silber und Kupfer tragen. Güldene und silberne Stücke sind ihnen gänzlich untersagt, nur zu den Hauben wird ihnen eine Unze Gold gestattet. Den Jungfrauen werden vier Loth Perlen, das Loth aber nur zu vier Gülden erlaubt. Bürger und Handwerker sollen kein Kleid haben, das höher als zwanzig Gülden zu stehen kommt; den Bürgerfrauen werden Kleider, die mehr als achtzehn Gülden kosten, alle Edelsteine, Seide, Reiher- und Straußenfedern verboten, nur Perlen, sechs Gülden an Werth, bleiben ihnen gestattet. Die Leinwand, die sie tragen, soll nicht kostbarer sein, als daß man vier Ellen für einen Gülden kaufen mag. Die gemeinen Weiber oder die öffentlichen H— sollen kurze Mäntel tragen, gelb mit blauen Schnüren. Das Hochzeitsgeschenk soll sich nicht über zehn Halbgroschen oder einen Gülden belaufen bei Strafe von drei Gülden. Ebenso hoch und nicht höher soll auch das Pathengeld kommen."

Das Verbot scheint sehr wenig befolgt worden zu sein, da schon 1544 in einer Taxe für die Handwerker, nämlich Schneider u. dergl. eine große Menge Kleidungsstücke als modisch angeführt werden, z. B. für Weiber und Jungfräulein Röcke von Sammt, Damast, Seidenatlas, Tobin, Zindeldort, Karteck, Vorstatenröcke, Schauberöcke, Harrissen- und Satinenunterröcke, Umnehmeröcke, sammtne Koller, hoch und weit zu Halse, kurze Mäntelchen, weit und durchaus gefüttert.

Auch von den Eßsitten erfahren wir aus dieser Ordnung. Um fünf Uhr nahm man die Frühsuppe ein, d. h. das Frühstück, welches gewöhnlich aus einer Suppe, in wohlhabendern Häusern aber auch aus Fleisch, z. B. kaltem Braten, bestand. Schon um sechs Uhr begannen damals die öffentlichen Geschäfte, selbst in den Expeditionen der Behörden. Um zehn Uhr wurde dann das

Mittagsessen eingenommen, das man auch Morgenessen nannte; Nachmittags folgte ein Vespertrunk, um fünf Uhr die Abendmahlzeit und vor Schlafengehen endlich der Schlaftrunk. Im Winter um acht, im Sommer um neun Uhr Abends wurde die Caveteglocke geläutet, so genannt, weil sie den Einwohnern ein: „Nehmt Euch in Acht" zurufen sollte, denn wer nach diesem Lauten auf der Straße erschien, mußte eine Laterne bei sich haben; ein Jeder, den man ohne Laterne antraf, wurde verhaftet.

Bereits im Jahre 1580 sah sich der Räth von Neuem genöthigt, gegen die Kleiderpracht und die Gastereien einzuschreiten. Er verbot selbst den Weibern der vornehmsten Bürger und „tapfern" Kaufleute Sammt, güldene oder silberne Stücke zu tragen. Es wurde ihnen nur gestattet, die Kleider mit Sammt zu verbrämen, indeß genau bestimmt, wieviel sie dazu verwenden durften. Den Jungfrauen war Damast, Tobin und Zindeldort bis zu ihrem Hochzeitstage zu tragen verboten, doch gestattete man ihnen, „Koller" von Sammt. An Hauben und Lätzen durften die Frauen und Jungfrauen zwar Gold tragen, aber an einer Haube nicht über zwei, an einem Latze nicht über eine Unze. Edelsteine waren gänzlich verboten, goldene und silberne Ketten nur bis zu einem gewissen Werthe erlaubt, nämlich bis fünfundzwanzig Thaler, doch sollten sie auf einmal nicht mehr als eine umhängen. Mehr als vier Loth Perlen (das Loth höchstens zu sieben Gülden) durften sie an Hauben und Lätzen nicht verwenden, nur am Hochzeitstage war ein werthvollerer Perlenschmuck gestattet. Zobel und Hermelin blieb gänz verboten. Die Frauen und Töchter der gemeinen Bürger und Handwerker wurden natürlich noch mehr beschränkt, sie durften kein Kleid tragen, das mehr als zwanzig Gülden kostete, zur Verbrämung war nur eine Elle Sammt gestattet, der Haubenschmuck durfte nicht mehr als funfzehn Gülden kosten und der Perlenschmuck höchstens acht. In Bezug auf Hochzeits- und Kindtaufsschmäuße wurde den Vornehmen gestattet zehn Tische und zwei für Fremde.

„Den Gästen mag zweierlei Bier und zweierlei Wein, aber kein süßer, es sei denn „Malvasier, Rheinfall, Felkeliner“ oder anderlei vorgesetzt werden“. Die „gemeinen Bürger“ durften nur Landwein und einerlei fremdes Bier geben. In Bezug auf die Speisen war verboten, des Morgens mehr als sechs Essen, außer Käse und Kuchen und Abends mehr als fünf Gerichte zu bringen. Die Hochzeits- und andere festlichen Tänze wurden auf dem großen Rathhaussaale gehalten und in Bezug auf das Tanzen zeigte sich der Rath nachsichtig, da er das „Schlüdern, Vordreyen und Ummeschlingern“ oder Walzen nicht verbot, obgleich es an vielen andern Orten bei ziemlich hoher Strafe untersagt war.

Den Carneval, oder, wie man sonst sagte, die Fastnachtsmummereien scheint man in Leipzig in ausgelassener Lustigkeit gefeiert zu haben, da 1609 ein scharfes Verbot dagegen vom Rathe erging, in welchem es heißt: „Wir haben mit Schmerzen gesehen, daß solch gräulich und abscheulich Verlarven und Umlaufen überhand genommen, in dem das wüste Volk sich haufenweise und in großer Anzahl zusammenrottiret, theils mit gar abscheulichen Larven, theils in Weiber- und garstiger Kleidung, allerseits aber mit Rappiren, und Säbeln und andern mörderlichen Waffen armiret und gerüstet, zu Tag und Nacht herumgezogen, dabei denn eines Theils sich ganz ärgerlicher Geberden und anderer Schandpossen gebrauchet, daß es für züchtige Augen und Ohren zu sehen und zu hören ganz abscheulich und mehr barbarischem epikuräischen Leben und Wesengleich gesehen, als daß es von einem getauften Christenmenschen gedacht, geschweige vorgenommen und getrieben werden.“ So wurde denn befohlen, sich des Verlarvens, Vermummens und Umlaufens, es geschähe haufen- oder eintzlicher Weise, in welcherlei Kleidung es sei, bei Tag und bei Nacht in den Gassen, auf dem Markte, in oder auch bei der Stadt, auf welcherlei Weise solches geschehen möge, zu enthalten.

Trotz allen Verboten, trotz Noth, Theuerung, und Kriegsleiden dauerten die Mummereien fort und der Luxus stieg höher und

höher. So heißt es in einer Gasterei- und Kleiderordnung von 1626: „Siehet man die Tracht und Kleidung an, deren sich das Mannsvolk ohne Unterschied des Standes zu gebrauchen pflegt, da muß die Kleidung Alles Sammt und Seide, Alles rein zerhackt und zerstochen und mit seidnen Schnüren zum stattlichsten und prächtigsten belegt; es müssen lauter seidne Strümpfe und zwar mit die besten sein. Das Weibsvolk, Frauen und Jungfrauen, die machen vollends den Garaus, es ist nicht genug ein seidner Rock, sondern es muß dabei sein ein stattlicher Ueber- und Umhang und solche Kleidung von allerlei hohen Farben mit goldnen Schnüren und Zanken und auf das prächtigste verbrämt, von dem höchsten seidenen Zeuge, nicht auf ehrbare und „deutsche", sondern auf fremde, ausländische Art und Manier. Der Hauptschmuck (Kopfputz) ist nicht allein wie vor Zeiten ein güldener Borten und güldene Haube, sondern es muß Alles Gold und Perlen sein, die Unterlagen unter die Hauben selbst, welche die Weiber tragen, pflegen mit stattlichen Perlen, Goldrosen und Goldsteinen beheftet, der Jungfrauen „Vorgebüge" voller geschlagener Goldrosen und von den schönsten und größten Perlen, die Bänder, die man um das Hauptthaar zu flechten pflegt, von lauter Perlen; sie dürften auch so hochmüthig sein, Ringe mit Edelsteinen darein zu flechten, die Kränze nicht mehr von schönen wohlriechenden Blumen, sondern gleichfalls von lauter geschlagenen Goldrosen und Perlen; durch das Haar sind ferner Schwerter und Dolche gezogen, abermals nicht allein Silber und übergüldet, sondern gar von Golde. Kein seiden oder gülden oder silbern Vorband ist nicht mehr gut genug, sondern güldene Panzerketten und Armbänder werden an derselbigen Statt gebraucht, keine güldene Kette ist zum Schmucke genug, sondern es müssen derselben etliche sein, wohl mit Kleinodien behängt, oder die güldenen Ketten sind zu gering und verächtlich, tragen an selbiger Statt starke silberne Umhänge, so etliche Mal, und etliche viel Mal, um den Hals herum bis auf den Gürtel herabhängen. Zum Gürtel ist nicht mehr

das Silber gut genug zu einem Ehrenschmucke, sondern es müssen Panzer- und Gliederketten derselbigen Statt vertreten. Die Handschuhe sind mit Gold und Perlen durchstickt, die Mützen, so das Weibsvolk trägt, sind nicht blos mit Goldrosen und Perlen belegt und verbrämt, selbst die Schuhe mit Gold und Perlen gestickt. Es ging soweit (heißt es weiter), daß selbst Tagelöhnertöchter Sonntags in Doppeltaffeträcken sich sehen ließen, aber wenn sie sagten, das zu solchem Putz erforderliche Geld sei durch Nähen und Goldspinnen verdient, so sei dies blos „Spiegelgefecht."

Zehn Jahre später erschien schon wieder ein Patent, in welchem der Rath, „Perlen und Edelsteine zu tragen, ohne Schauben und mit neu erdachten Modellen herumzuziehen, auch andere Leichtfertigeiten, mit Haarkräuseln und entblößten Hälsen zu gehen, ferner alle neuen Formen oder „Modo", seidene Strümpfe mit goldnen Zwickeln, mit Spitzen und Borten belegte Schuhe, mit Edelsteinen besetzte Ohrengehenke und die mit allzu theuerm Zobel aufgeschlagnen Mützen und dergleichen verbietet. Es half Alles nichts, selbst als an die Kirchthüren Rathsdiener gestellt wurden, welche den Weibern den überkostbaren Schmuck und Putz abrissen.

So verfolgte ein Verbot nach dem andern vergeblich jede neue Mode und jede Steigerung des Luxus. In einer Verordnung von 1680 werden alle „Schleppen an den Röcken, alle von weißen Haaren gemachte und andere k o st b a r e n Perrücken, Locken und Stirnbinden, alle unzüchtige, freche und zu allerhand Ueppigkeit, großem Aergerniß, Verschwendung und vielem Kostenaufwande Anlaß gebende neue Moden „darunter zugleich mit sonderlicher Entblößung der Brüste schwarze Pflästerchen, welche zum Uebermuth in die Gesichter bisher geklebt worden u. s. w.," ernstlich verboten. Niemand durfte einen Ring tragen, der über funfzig Thaler kostete; goldene Ketten gestattete man endlich, die von falschem Golde aber wurden bei zwanzig Thaler Strafe verboten. Endlich heißt es: „Wir sehen Viele, deren Vorfahren in Stand und Würden sich

nicht gescheut haben zu Fuße zu gehen, die schönsten Pferde, fürstliche Carethen, auch öfters fünf, sechs und mehr Diener in kostbarer Lieverey beiherlaufend halten; ja kein Schneider und Schuster will mit den Seinigen mehr zur Hochzeit oder Kindtaufen erscheinen, er werde denn mit Carethen geholt und abgeführet. Zu Leipzig ist annoch in Menschengedenken, daß keine Carethe bräuchlich gewesen, itzo werden da gar viele gebraucht, ist auch wegen der vielen Carethen und „muthwilligen" Pferde bei dem Gottesdienste und Messen auf den Gassen fast nicht fortzukommen u. s. w."

Als 1694 der Kaffee nach Leipzig kam, saßen die Leipziger sofort zahlreich in den neuerrichteten Kaffeeschenken und der Rath mußte einschreiten, wie gegen das Karten- und Würfelspiel. Ja die Modeherrschaft erstreckte sich in Leipzig sogar auf die Särge, denn eine Zeit lang mußten sie, wenn sie anständig sein sollten, grün angestrichen sein, dann kamen die gelben auf, nach diesen die braunen, bis endlich, erst im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, die schwarzen gebräuchlich wurden, um neuerdings wieder von den gelbbraunen silberbeschlagenen abgelöst zu werden.

Reisende und Andere, die über Leipzig geschrieben haben, bestätigen das Haschen nach neuen Moden, die Kleiderpracht und Genußsucht in der wohlhabenden Stadt. Goethe sagt in „Wahrheit und Dichtung" bei der Schilderung seines Leipziger Studentenlebens: „Ich hielt mich in meinem Anzug für geputzt genug, allein es währte nicht lange, so überzeugten mich meine Freundinnen erst durch leichte Neckereien, dann durch vernünftige Vorstellungen, daß ich wie aus einer fremden Welt hereingeschneit aussähe. Als dann gar Herr v. Masuren einst auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat und herzlich belacht wurde, faßte ich Muth und wagte meine sämmtliche Garderobe gegen eine neumodische dem Orte gemäße auf einmal einzutauschen," und gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft in Leipzig, 1765, schrieb er an Freunde: „Das geht köstlich her, aber auch kostspielig. Ich habe kostbaren Tisch. Merkt

einmal unsern Küchenzettel: Hühner, Gänse, Truthahnen, Hecht, Fasanen, Schnepfen, Feldhühner, Hasen, Enten, Austern u. s. w. Das erscheint täglich; nichts von anderem groben Fleische, als da sind: Rind, Hammel, Kalb u. s. w. Das weiß ich nicht mehr, wie es schmeckt. Und die Herrlichkeiten sind nicht theuer."

In den „Briefen eines reisenden Franzosen über Deutschland" (1784), die so großes Aufsehen machten, heißt es: „Die Lebensart in Leipzig ist von jener in den anderen sächsischen Städten sehr verschieden. Es herrscht hier mehr Verschwendung und Luxus als zu Dresden. Man spielt fast in allen Gesellschaften und oft unmäßig hoch. Das hiesige Frauenzimmer ist unthätiger im Hauswesen, als seine Landsmänninnen in den anderen Städten, hat aber mit denselben die Liebe des Putzes und die Koketterie gemein. Selbst unter dem Schwarme der hiesigen Gelehrten giebt es viele Stutzer und Kleinmeister."

In dem „Tableau von Leipzig 1783" liest man geradezu: „Unsere Städte, die um den Luxus mit einander wetteifern, haben Leipzig den Preis gewinnen lassen. Das erste Haus ist das, welches durch vielen Aufwand die Leute zum Bewundern bringt. Man muß sich nach den neuesten von Frankreich oder England geborgten Moden jährlich ein dutzendmal kleiden, Bediente und Reitpferde halten, im Wagen nach der neuesten Mode fahren, Diners und Soupers geben, vor Allem aber auf der Straße figuriren, daß es in die Augen fällt. Die Leipziger wollen sich stets auf den ersten Anblick auszeichnen und sie sehen es auswärts gern, wenn man bald errathet, daß sie Leipziger sind. Die Jugend ist sehr ausgelassen und spricht von Dingen, die über ihr Alter sind. Es ist denn auch zum Sprüchworte geworden: Aus Leipziger Kindern wird entweder etwas Großes oder gar nichts."

E i n e Eigenthümlichkeit der Leipziger, die sonst allgemein hervorgehoben wurde, hat sich allmälig verloren. In den „Vertrauten Briefen über Leipzig" (1787) heißt es z. B.: „Es giebt

vielleicht wenige Orte in Deutschland, wo so viel Liebe zur Lectüre herrscht, als in Leipzig. An anderen Orten liest nur der bei Weitem kleinere Theil des Publicums und auch dieser nur Liebes-, Diebes- und Mordgeschichten, hier liest Alles, vom Ersten der Stadt bis zur Jungemagd und zum Handwerksburschen herunter. Freilich auch empfindsame Romane die Hülle und Fülle, Schauspiele und kleine tändelnde Gedichte mehr als ernste Schriften, aber doch habe ich schon Mendelssohn, Spalding und Robertson und hunderte der besten Schriftsteller — blutwenig Franzosen — in den Händen der Damen gesehen." Dies ist anders geworden seit die Musik in Leipzig zur alleinigen Herrschaft gelangte, und liest man doch, so giebt man gerade den Franzosen den Vorzug.

So vergnügungssüchtig nun die Leipziger sind, haben sie doch kein eigentliches Volksfest, oder sie haben vielmehr keins mehr, weil die Ausschweifungen, deren sie sich dabei schuldig machten, die Behörden nöthigten, die sonst üblichen Volkslustbarkeiten aufzuheben.

Die eine fand am Johannestage statt. Am Johanneshospital wurde nämlich ein geputztes hölzernes Männchen mit einem Johannestopfe (einem mit Blumen geschmückten Gefäße) ausgestellt, — nach der alten heidnischen Sitte, an einem gewissen Tage einen Kranz von geweihten Kräutern zu machen, welcher das Vieh vor Seuchen und Bezauberung, das Haus aber vor dem Blitze wahren sollte. Dieser uralte Aberglaube hat sich in Leipzig bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten, denn das Johannesmännchen galt für das Palladium der Stadt und man erwartete von der Feier die Abwendung aller Landplagen. So wanderte man denn am frühen Morgen des Johannestages in Schaaren zu dem Männchen, und es kamen bei diesen Wallfahrten so grobe Unsittlichkeiten vor, daß das Ausstellen der Puppe verboten werden mußte. Das Verbot bewirkte freilich nur, daß die Wallfahrer sich ein anderes Ziel wählten. Sie zogen weiter, ins Freie hinaus, zu einer unscheinbaren Quelle in der Nähe des Thonbergs, die man Gesundbrun-

nen nannte, lagerten sich auf den Feldern und Rainen umher und tranken, aßen und liebelten nicht minder. Seit vielen Jahren ist indeß diese Johanneswanderung außer Gebrauch gekommen, es hat sich aus derselben aber die schöne Sitte entwickelt, an dem Johannesmorgen nach dem Friedhofe zu ziehen, der Todten zu gedenken und die Gräber reich mit Blumen zu schmücken.

Die zweite Volkslustbarkeit war das Vogelschießen im August auf der großen Wiese vor dem Frankfurter Thore, die heute noch die Vogelwiese heißt und auf welcher eine Woche lang eine Zeltstadt stand, in der Tag und Nacht gezecht, gespielt u. s. w. wurde. Der Unfug, den man da trieb, führte ebenfalls ein Verbot herbei und zwar im Jahre 1785. Schriftsteller aus jener Zeit versichern, es sei ein wahres Bacchanal gewesen, das regelmäßig mit einer allgemeinen Schlägerei endigte. Auch hier bewirkte das Verbot anfangs Nichts, als daß man die Feier des Festes an einen andern Ort verlegte und zwar nach einer weiter entfernten Wiese — der Bürgeraue — nach der man, ebenfalls am Johannestage, mit Eßwaaren und Durststillungsmitteln reichlich versehen, in Schaaren wallfahrte, um „auf allen grünen Matten" sich des Lebens zu freuen. Erst die Furcht vorder Cholera hat diesem Bacchanal ein Ende gemacht.

Einer der mancherlei Gründe, welche die Hälfte der Bewohner Leipzigs jährlich zu den erwähnten Wallfahrten trieben, war die überall hervortretende Vorliebe der Leipziger für die freie Natur, die heute noch unter ihnen vorherrscht und sie veranlaßt, jede Gelegenheit zu benutzen, der doch so geliebten Stadt den Rücken zu wenden. Wer es irgend vermag, nimmt im Sommer seine Wohnung „auf dem Lande" und in allen Dörfern, die zahlreich um die Stadt herliegen, giebt es „Villen" und „Sommerwohnungen" in Menge, in welchen die elegante Welt Leipzigs von den großen Anstrengungen des vergangenen Winters ausruht, und für die Freuden des kommenden sich stärkt. Diejenigen, welche weder eine „Som-

merwohnung" selbst besitzen, noch ermiethen können, gehen wenigstens so oft als möglich aufs Land, wenn auch das Ziel ihrer Wanderungen dorthin stets das Wirthshaus ist. In den Wirthshäusern, in der Stadt wie auf dem Lande, findet ja der Leipziger seine Lieblingsgetränke und Lieblingsessen, für die er leidenschaftlich eingenommen ist, für die er Alles zu opfern vermag, die aber Fremden im Allgemeinen nichts weniger als verlockend erscheinen, wie Wurstsuppe, Schweinsknöchelchen, Speckkuchen und Allerlei! Das Lieblingsgetränk des Bürgerstandes namentlich ist ein sogenanntes Bier, das Gose heißt, und selbst von dem geübtesten Magen nicht bewältigt werden kann ohne Beihilfe eines Schnapses, den man in neuster Zeit scherzweise Napier nennt, weil er nach dem Bier getrunken wird.

„Um sich im Freien zu bewegen," aber zu gleicher Zeit um „zu sehen und gesehen zu werden," haben die Leipziger erstens ihr „weltberühmtes" Rosenthal, das aber kein Thal mit Rosen, sondern ein schöner Eichenwald ist, eines Theils mit breiten, alleeartigen Durchhauen, mit Conditoreien und Musik für gewöhnliche Weltmenschen, andern Theils mit freundlichen, stillen Waldwegen für Philosophen und Hypochondristen, für Trauernde, Liebende und wirkliche Naturfreunde. Der letztere Theil des Rosenthals heißt darum auch das wilde. Sie haben zweitens ihre fast ebenso berühmte Promenade oder Allee, das heißt die parkartigen Anlagen um die innere Stadt herum, oder vielmehr, wie die Leipziger sagen, „um das Thor." Auch diese Promenade zerfällt in einen eleganten und nicht eleganten Theil. Der erstere erstreckt sich vom Schlosse im Westen bis zu der Bürgerschule im Süden, ist unbestritten der am wenigsten angenehme, sogar staubreichste Theil, und hat nur eine Ausdehnung von einigen hundert Schritten. Hier aber bewegt sich im Sommer und Winter zu einer bestimmten Tageszeit — zwischen zwölf und ein Uhr Mittags — die elegante Welt hin und her, nach einer Sitte, die so alt ist als die Prome-

nade selbst. Reisende, die Leipzig vor fast hundert Jahren besuchten, schreiben schon davon. Einer sagt z. B. 1787: „Da wandeln denn nicht blos die adonisirten Herrchen mit süßduftendem Puder und das Heer der Koketten, sondern auch steife Magister, speculirende Philosophen, disputirende Juristen, Officiere, Studenten, Kaufleute in bunter Vermischung drängen einander, lachen und liebäugeln, machen bösen Leumund und gehen dann mit dem süßen Gefühl nach Hause, mit der anderen schönen Welt auf der Promenade gewesen zu sein." Ein Anderer setzt hinzu: „Man erfährt hier leicht, welche Dame französisch spricht, denn diese Sprache hat das Glück, auf der Promenade laut, *sehr laut* gesprochen zu werden, deutsch dagegen redet man heimlich, weil es nichts Seltenes ist." — Der noch heute von der eleganten Welt gemiedene weit größere und anmuthigere Theil der Promenade ist vorzugsweise den Kindern und deren Wärterinnen überlassen, weshalb er schon vor mehr als funfzig Jahren der *Muhmenplatz* hieß.

Zwei seit alter Zeit gebräuchliche Studentensprüchwörter, die im Ganzen heute noch Gültigkeit haben, sprechen auch von Leipzig. Das eine sagt:

In *Leipzig* sucht man nur bei Mädchen sein Vergnügen,
In Halle muckert man und seufzet ach und weh,
In Jena will man stets vor blanker Klinge liegen,
In Wittenberg trinkt man auf „amitié"

Das andere lautet ganz entsprechend:

Wer von *Leipzig* kommt ohne Weib,
Von Halle mit gesundem Leib,
Von Jena ungeschlagen,
Der hat von Glück zu sagen.

Leipzig steht also lange schon, wie heute noch, in dem Rufe, sehr liebenswürdige Töchter zu besitzen. Man hat dieselben gar oft im Allgemeinen mit den Pariserinnen, die Leipziger Putzmacherinnen dann insbesondere mit den Pariser Grisetten verglichen, während

die Leipziger Stubenmädchen und Jungemägde, schmucke Kinder mit schöner Taille, blühenden Wangen und muntern, schelmischen Augen, in vortheilhafter, knapp anliegender Kleidung, von jeher eine hervortretende Eigenthümlichkeit gewesen sind, denen bekanntlich schon Schiller „schöne Naivetät" zuschrieb und die in nicht wenigen Romanen, namentlich des vorigen Jahrhunderts, gefeiert wurden.

In dem „Neuen Leipzig" (von F. Stolle) findet sich eine Vergleichung zwischen den Leipzigerinnen und Dresdnerinnen, über deren Richtigkeit Kenner urtheilen mögen:

„Die Dresdner Damen tragen sich einfach und geschmackvoll, die Leipziger geputzt und geschmackvoll. In Dresden sieht man mehr kleine Damenfüße, in Leipzig häufiger einen graciösen Gang. Die Dresdner überraschen durch ihre gebildete Conversation, die Leipziger amüsiren durch ihre liebenswürdige Heiterkeit. Die Dresdner sprechen verständig, die Leipziger plaudern liebenswürdig. Die Dresdner haben mehr Geist und Sentimentalität, die Leipziger mehr Gefühl und Unbefangenheit. Die Dresdner lieben ernster, nachhaltiger, die Leipziger glühender. In der Ehe sind die Dresdner meist zurückgezogen und häuslich, die Leipziger sehen und machen gern Besuche. Die Dresdner sind gern Frau im Hause, die Leipziger lieber Frau vom Hause und Frau außer dem Hause. Die Dresdner machen größere Prätentionen als Mädchen, die Leipziger als Frauen. Die Dresdner zeigen vor Fremden die Gattin, die Leipziger die Frau. Die Dresdner lieben Lectüre und Musik, die Leipziger Musik und Tanz. Die Dresdner fragen, die Leipziger sprechen mehr. Die Dresdner zeichnen einzelne Männer von Werth aus, die Leipziger sind auch gegen die unbedeutenden liebenswürdig. Die Dresdner heirathen aus Neigung und Reflexion, die Leipziger aus Reflexion und Neigung. Wenn sich eine Dresdnerin mit einer Blume schmückt, thut sie es der Blume zu Liebe, die Leipzigerin thut es sich zu Liebe. Die Dresdnerin spricht zu dem Geliebten:

„Ich liebe dich," die Leipzigerin sagt: ich liebe dich." In Dresden wird aus mancher liebenswürdigen Braut eine unglückliche Gattin, in Leipzig oft aus einer gleichgiltigen Braut eine zärtliche Frau. In Dresden lieben sie einmal mit Tiefe und Besonnenheit, in Leipzig mehrmals mit Leidenschaft. In Dresden werden sie Hausfrauen sofort nach der Trauung, in Leipzig erst nach dem ersten Wochenbette. Die Dresdnerinnen sind stolz auf ihre Männer, die Leipzigerinnen auf ihre Anbeter. Bei den Dresdnerinnen macht der geistreiche Mann Glück, bei den Leipzigerinnen der angenehme Gesellschafter."

Die Leipziger sind überzeugt, daß sie das beste Deutsch sprechen und Iccander schreibt 1725 wirklich, daß man in Leipzig, mit Ausnahme des Brühls, „das netteste Teutsch" rede. Man sagt aber, obwohl man seit hundert Jahren darüber gespottet hat, Deh statt Thee, gomm statt komm, Guchen statt Kuchen, Pärlihn statt Berlin u. s. w. Nirgends sonst als in Leipzig giebt es Wöchner, — denn so heißen officiell die Geistlichen, denen abwechselnd eine Woche lang die kirchlichen Amtsverrichtungen obliegen. Die Leipziger sagen nie Rahm, sondern Sahne und die Leipzigerinnen tragen nie Hauben, sondern Mützen, obgleich keine unter die Mütze, sondern jede sobald als möglich unter die Haube kommen will. In Leipzig zittert und bebt man nicht, sondern man zittert und bebbert, auch wird man da nicht belästiget und gepeiniget, sondern geschuriegelt und geprankelt.

Zum Schlusse noch eine Stelle aus einer alten Charakteristik der Leipziger:

„Es gehört zum Charakter der Leipziger, daß sie immer nur für den Moment besorgt sind und die Plagen der künftigen Stunde dadurch von sich zu entfernen glauben, daß sie die Annehmlichkeiten der gegenwärtigen zu genießen suchen. Ich finde eine große Aehnlichkeit zwischen dem Charakter der Leipziger und dem der Franzosen, bei beiden denselben Leichtsinn, denselben Hang zum

Vergnügen, dieselbe Neugier, denselben Spottgeist, dieselbe Poltronerie, denselben Hang zum Glänzenden, mit einem Worte so ziemlich die meisten gleichen Fehler. Wer in Frankreich nur eine Zeit lang sich aufhält und Geld hat, wird allenthalben fêtirt, hat er Empfehlungen, so bringt er seine Zeit in Familien angenehm zu; ebenso, wer sich nur etliche Tage in Leipzig aufhält, wird bezaubert von der Höflichkeit, dem zuvorkommenden Wesen, der, wenigstens scheinbaren, Dienstfertigkeit der Leute und beneidet gewiß die Glücklichen, die für immer da leben können. Freilich ist es hier wie dort nur schimmernde Außenseite."

Eine der trefflichsten Eigenschaften der Leipziger ist in dieser Schilderung leider vergessen, ihr mitleidiges Herz, ihre Fürsorge für die Armen und Leidenden, ihre nie ermüdende, oftmals glänzende und großartige Wohlthätigkeit, von welcher namentlich die ausgezeichneten Wohlthätigkeitsanstalten in der Stadt selbst zeugen, zu denen in der letzten Zeit der Armenpalast gekommen ist, sowie die vielfachen Vermächtnisse und Stiftungen für das allgemeine Beste.

Und das Wahrzeichen der Stadt, das doch nicht fehlen darf? Man hatte sonst zwei: erstens ein an der Ostseite der Nicolaikirche eingemauertes Hufeisen. Die Sage erzählt, als Markgraf Diezmann am Weihnachtstage 1307 zur Frühmette in die Thomaskirche ritt, wo er ermordet wurde, wollte sein Pferd an der Nicolaikirche nicht vorüber und schlug so heftig aus und zwar an die Kirchwand, daß es ein Hufeisen verlor. Dies mauerte man dann zum Andenken ein. Das zweite war sonst ein Brunnen vor dem Frankfurter Thore, auf dem Eselsstande. An dem einen steinernen Bogen befand sich ein aus Stein gehauener Esel und unter demselben befand sich das feine Sprüchlein:

Vor Alters her Vielen bekannt,
Wird dies der Eselmarkt genannt,
Und daß dieselben nicht abgehen,
So siehst Du hier ein'n Esel stehen.

In unsern Tagen könnte das Wahrzeichen der Stadt das städtische Wappen sein, das, in colossalen Verhältnissen aus verschieden farbigen Steinen zusammengesetzt, dem Haupteingange des Rathhauses gegenüber einen Theil des Marktpflasters bildet.

Zweites Kapitel.

Ein Gang durch die Stadt.

Es giebt wohl keine Stadt in Deutschland, die verhältnißmäßig so viele merkwürdige Gebäude zählt und so viele berühmte Männer längere oder kürzere Zeit beherbergte als Leipzig. Hier wohnten der Ablaßkrämer Tetzel und der Reformator Luther; Wallenstein und Gustav Adolph, Tilly und Piccolomini, Pappenheim, Holk, Banner und Torstensohn; Peter der Große und Napoleon, Friedrich der Große und die drei alliirten Monarchen; Kosciusco und Poniatowski; Leibnitz, Thomasius und Kästner; Klopstock und Lessing, Weiße und Kleist, Gottsched und Gellert, Goethe und Schiller, Jean Paul und Kotzebue, Seume, Thümmel und Platner, Theodor Körner und Amadeus Hoffmann, Schelling und Schlegel, Grabbe und Herloßsohn; Sebastian Bach, Doles, Hiller, Schicht, Mozart, Mendelssohn, Marschner und Lortzing; Schumann und Wagner, Oeser und Schnorr v. Carolsfeld; der ewige Jude,*) Schrepfer und Hahnemann; die Mara und Corona Schröter, die Neuberin und Robert Blum u. s. w.

Da nun mit Recht die Stätte für geweiht gilt, welche ein großer Mann betrat, so führt ein Gang durch die Straßen Leipzigs zu gar manchen Häusern, die für Viele Interesse haben, bald

*) Im Jahre 1642 ließ er sich sehen, ein Bettler nämlich, welcher, die Sage von Ahasver benutzend, das mitleidige Leipzig in Contribution setzte.

ein größeres, bald ein geringeres, während andere in geschichtlicher Hinsicht oder sonst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Wollen die freundlichen Leser eine Wanderung durch Leipzig machen, so begleite ich sie als aufmerksamer Führer.

Wir treten sie an vom Mittelpunkte, vom Markte, aus und da, am Eingange zur Grimma'schen Gasse, stehen wir sogleich an Auerbachs Hofe, der 1530 erbaut wurde und seinen Namen von dem Erbauer, dem berühmten Arzte Ströhmer, hat, welchen man nach seiner Vaterstadt Auerbach nannte. „Er ist von außen zwar nicht gar ansehnlich,“ schreibt Iccander, „doch hat er oben propre ausmeublirte Zimmer, worinnen kein Graf und Fürst sich zu logiren schämen darf. Vor allem andern aber ist er wegen derer vielen darinnen befindlichen Gewölben, in welchen vornehmlich zu Meßzeiten die größten Künstler fast von allen Enden der Welt ihre Wunderwerke von Silber, Gold und Edelsteinen zum öffentlichen Verkauf und zum Erstaunen aller Vorbeigehenden auslegen, in die größte Consideration zu ziehen, welches auch den berühmten Taubmann bewogen, bereits zu seiner Zeit von diesem Hause zu schreiben:

Misnia parva potest urbs dici Lipsia, dici
Aurbachea domus Lipsia parva potest.
Quidquid et infecti factique requiritur auri
Omnibus Aurbachi vendicat una domus.
Si Mysam et Latinam fas est compingere vocem,
Aureus haec vero nomine rivus erit.“

Man hat dies übersetzt:

Mein Leipzig kann gar wohl ein kleines Meißen sein,
Dein Auerbachisch Haus möcht sein ein Leipzig klein.
Wer mit und sonder Kunst gemachtes Gold will kaufen,
Komm' nur in Auerbachs Hof, da findet man's in Haufen!
Wenn aus Latein und Deutsch ein Wort vergönnet ist
Zu machen, sag ich frei: Du recht ein Goldbach bist.

Es war dieses Haus mit seinem langen Hofe, einer kleinen Straße, früher allerdings der Mittelpunkt der Messe, namentlich für alle Luxus- und Modewaaren und in wie außer den Messen gab sonst die elegante Welt hier zwischen zwölf und ein Uhr sich ein Rendezvous, wobei die neuen Moden ꝛc. zur Schau getragen wurden.

Berühmter noch als Auerbachs Haus und Hof ist Auerbachs Keller, der sich hoch und breit gewölbt unter dem ganzen Hofe hinzieht und in welchem sich von jeher, schon vor Erbauung des jetzigen Hauses, ein Weinschank befand. In diesem Keller erschien Faust mit Mephistopheles, aus ihm ritt er auf dem Weinfasse hinaus, und zwar im Jahre 1525, wie eine Inschrift über der Kellerthür besagte, die wenigstens 1727 noch zu lesen war:

Doctor Faust zu dieser Frist
Aus Auerbachs Keller geritten ist
Auf einem Faß mit Wein geschwind,
Welches gesehen viel Menschenkind.
Solches durch subtil Kunst gethon,
Und des Teufels Lohn empfing davon!

Heute noch befinden sich in dem Keller zwei sehr alte Gemälde, von deren Geschichte aber nichts bekannt ist. Das eine zeigt Faust zechend mit den Studenten und hat die Aufschrift:

Vive, bibe, obgregare, memor
Fausti hujus et hujus
Poenae. Aderat claudo haec
Ast erat amplo gradu.

(„Leb' und trink' und schmause du, Faustens gedenk und seiner Strafe, die hinkenden Schrittes aber mit Härt' ihn ereilt.") Das andere stellt den Ritt auf dem Fasse dar mit den oben bereits angeführten Reimen. Auf beiden ist die Jahrzahl 1525 zu lesen.

Goethe, der als Student oftmals in diesem Keller gesessen und wahrscheinlich hier zuerst den Gedanken zu seinem „Faust" gefaßt, hat durch dieses unsterbliche Gedicht dem Auerbach'schen

Keller ein ewiges Gedächtniß gestiftet. Auch ist jetzt mit Recht des Dichters Büste dort aufgestellt und kein literarisch Gebildeter aus irgend einer Nation kommt nach Leipzig ohne den Keller zu besuchen, den Sage und Poesie gefeiert haben.

Gehen wir in der Grimma'schen Straße fort und treten dann von ihr rechts in die nächste Straße ein, die von Süden her in sie einmündet, so finden wir links neben dem großen Eckhause, dessen Räume zu ebner Erde ein berühmtes Bankiergeschäft inne hat, „die große Feuerkugel", ein Haus ebenfalls mit einem Hofe oder Durchgange, der zwei Straßen mit einander verbindet, eine Eigenthümlichkeit Leipzigs, das an solchen großen Gebäuden sehr reich ist. In diesem Hofe wohnte Goethe in seiner Studentenzeit. Er selbst schreibt in „Wahrheit und Dichtung": „ganz nach meinem Sinn waren die mir ungeheuer erscheinenden Gebäude, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen himmelhoch umbauten Hofräumen eine kleine Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind. In einem dieser seltsamen Räume quartierte ich mich ein und zwar in der Feuerkugel zwischen dem alten und neuen Neumarkt. Ein paar artige Zimmer" — im zweiten Stock an der linken Seite von dem Eingange vom Neumarkte herein, — „die in den Hof sahen, der wegen des Durchganges nicht unbelebt war, bewohnte der Buchhändler Fleischer während der Messe und ich für die übrige Zeit um einen leidlichen Preis." Hier lebte der junge Dichter anfangs „wie ein Vöglein auf einem grünen Aestlein in allen seinen Freuden", bis ihn Liebesleid überkam. Im Brühl werden wir das Haus finden, in welchem sein Käthchen wohnte. In seiner Wohnung „suchte er das was ihn quälte in einem Lied, in einem Epigramm, in irgend einem Reim los zu werden", und endlich konnte er es nicht lassen, seine Situation sogar dramatisch zu behandeln. Etwas weiter hinauf in derselben Straße (Neumarkt), an der rechten Seite unter Nr. 9 steht ein Haus, das eines andern Dichters Namen trägt. Es befand sich nämlich im Besitz von August Apel, der

Rathsherr war und am 9. August 1816 starb. Er ist durch verschiedene Schriften, in den weitesten Kreisen aber durch sein Gespensterbuch" als erster Schöpfer des „Freischütz" bekannt, und war ein Mann von weichem Herzen, der seine Freunde, namentlich Fouqué, wahrhaft schwärmerisch liebte, im Leben nichts mehr fürchtete, als eine Erkaltung der Freundschaft und darum die Versöhnung mit einem Freunde Jahre lang als ein Familienfest zu feiern pflegte. Gleichwohl behandelte ihn Schiller sehr hart wegen einer Recension seiner „Jungfrau von Orleans".

Diesem großen Apel'schen Hause gegenüber sehen wir einen Theil des Gewandhauses, das nach vier Straßen Front macht. In ihm sind zu ebner Erde Verkaufslocale und Niederlagen angebracht; „oben", schreibt der alte Iccander, „werden in Meßzeiten die Tuche verkauft, außer den Messen aber pflegen die Herren Fechtmeister ihre Exercitien da zu halten. Im Jahre 1496 den 11. December hielt hier Herzog Georg von Sachsen sein hochfürstliches Beilager mit der Prinzessin Barbara, König Casimirs von Polen Tochter, da 6286 reisige Mann in Leipzig beisammen gewesen und in sechs Tagen 99 Lägel fremden Wein, 1300 Eimer Landwein und 444 Faß Bier ausgetrunken worden sein sollen." In diesem Gewandhause befinden sich die reichhaltige städtische Bibliothek in einem sehenswerthen großen Saale, der Concertsaal, in welchem die berühmten Gewandhausconcerte gehalten werden, auf die wir zurückkommen, und ein schöner Ballsaal für die schon erwähnten exclusiven „Gewandhausbälle", auch hatte sonst der elegante Professor Platner sich hier ein schönes Auditorium mit Malereien von Oeser einrichten lassen. Der südliche Theil des Gewandhauses war sonst das Zeughaus für die Festung Leipzig.

Gehen wir durch das Gäßchen an diesem südlichen Theile des Gewandhauses von dem Neumarkte in die nächste Straße (sonst alter Neumarkt, jetzt Universitätsstraße) hinüber, so gelangen wir zu einem vielfach merkwürdigen Hause, dem Breitkopf-

Härtel'schen, in welchem die berühmte Firma mit den weitverzweigten Geschäften heute noch blüht. „Bernhard Christoph Breitkopf," schreibt Goethe, „der eigentliche Stifter der Familie, der als ein armer Buchdruckergeselle nach Leipzig gekommen war, lebte noch und bewohnte „den goldenen Bär," ein ansehnliches Gebäude, mit Gottsched als Hausgenossen. Einen Theil ihres ansehnlichen Vermögens glaubten sie nicht besser anwenden zu können, als indem sie ein großes neues Haus, zum silbernen Bär, dem ersten gegenüber, errichteten. Gerade zu der Zeit des Baues ward ich mit der Familie bekannt. Der älteste Sohn mochte einige Jahre mehr haben, als ich, war ein wohlgestalteter junger Mann, der Musik ergeben, und geübt den Flügel und die Violine fertig zu behandeln. Der zweite, eine treue gute Seele, gleichfalls musikalisch, belebte nicht weniger als der älteste die Concerte, die öfters veranstaltet wurden. Ich ging ihnen bei dem Auf- und Ausbau, beim Meubliren und Einziehen zur Hand. Der Aelteste componirte einige meiner Lieder, die gedruckt seinen Namen, aber nicht den meinigen führten, und wenig bekannt geworden sind. Der Vater hatte den Notendruck erfunden oder vervollkommnet."

In diesem Hause entwickelte sich Goethe's Liebe zur Kunst, denn es beschäftigten ihn nicht nur die Kupferwerke, die er da fand, sowie eine große Sammlung von Schwefelabdrücken, die er sogar ordnete, er lernte auch den im Hause, in einer Mansarde, wohnenden geschickten und humoristischen Kupferstecher Stock kennen, bei dem er ätzte, radirte und selbst Buchdruckerstöcke in Holz schnitt, den Mann, dessen Töchter Minna und Dora, nebst ihren Geliebten Körner und Huber, 1784 dem Dichter der „Räuber" ein Geschenk nach Mannheim sendeten und ihn nach Leipzig einluden, und der Großvater Theodor Körner's werden sollte. Auch „Reinecke Fuchs", von dem Breitkopf 1752 eine Ausgabe mit Kupfern gedruckt hatte, lernte Goethe hier zuerst kennen und lieben.

Im Erdgeschoß des Breitkopf'schen Hauses befand sich damals eine vielbesuchte Trinkstube, und im ersten Stock wohnte, „sehr anständig", Gottsched, den Breitkopf wegen des großen Vortheils, den die Gottsched'schen Schriften der Handlung gebracht, lebenslänglich eine Wohnung zugesagt hatte, — Gottsched, der zwar jetzt allgemein verspottet wird, und dessen nicht geringe Verdienste um die deutsche Literatur man verkennt, der aber doch lange der Beherrscher, ja der Tyrann des deutschen Geschmacks war, wenn auch der Satyriker Rabener schrieb: „man soll den Namen Gottes nicht misbrauchen und muß also den Mann einfach Sched nennen." Goethe hat ihn in einem launigen Studentenbriefe also geschildert:

„Gottsched, ein Mann so groß als wär' er vom alten Geschlecht
Jenes, der, zu Gath im Land der Philister geboren,
Zu der Kinder Israel Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja, so sieht er aus und seines Körperbaus Größe
Ist, er sprach es selbst, sechs ganze parisische Schuhe.
Wandeltest Du, Geliebter, auch gleich durch Länder und Länder
Von dem Aufgang herauf bis zum Untergang nieder,
Würdest Du dennoch nicht Einen, der Gottscheden ähnelte, finden. —
Ich sah den großen Mann auf dem Katheder stehn,
Ich hörte, was er sprach, und muß es Dir gestehn,
Es ist sein Vortrag gut und seine Reden fließen
So wie ein klarer Bach, doch steht er gleich dem Riesen
Auf dem erhabnen Stuhl, und kennte man ihn nicht,
So wüßte man es gleich, weil er stets prahlend spricht" rc.

Auch seinen Besuch bei dem damals so berühmten Mann hat Goethe beschrieben wie folgt:

„Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir eine Geberde, die er machte, nicht recht verstanden, wüßte ich nicht zu sagen, genug, wir glaubten, er habe uns in das anstoßende Zimmer gewiesen. Wir traten hinein zu einer sonderbaren Scene, denn in dem Augenblicke trat Gottsched, der breite, riesenhafte Mann, in einem gründamastenen, mit rothem Taffet gefütterten Schlafrock,

zur entgegengesetzten Thüre herein, aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt werden, denn der Bediente sprang mit einer großen Allongenperrücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellnbogen) zu einer Seitenthür herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Geberde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perrücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, sodaß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Thür hinauswirbelte, worauf der ansehnliche Altvater ganz gravitätisch uns zu sitzen nöthigte, und einem ziemlich langen Discurs mit gutem Anstande durchführte."

Wenden wir unsere Schritte in dieser Straße nordwärts hinunter, so haben wir zur rechten Seite mehrere Universitätsgebäude, namentlich das P a u l i n u m, in dessen weiten Räumen sich die Expedition der „Leipziger Zeitung", die Bibliothek der Universität, das anatomische Theater, mehrere Sammlungen, das Convict, das Carcer für die Studenten, das Universitätsgericht ꝛc. befinden. Einige Theile der Gebäude rühren noch aus der Zeit her, in welchem hier ein Kloster stand. Tetzel wohnte mehrmals in demselben auf seinen Ablaßreisen; er predigte auch in der noch stehenden ehemaligen Klosterkirche, wie er da starb und in der Kirche begraben wurde. Aber auch Luther stand auf der Kanzel dieser Kirche und hielt hier die erste Reformationspredigt. Begraben liegt in dieser Kirche ferner der Bruder Friedrichs mit der gebissenen Wange, Diezmann, dessen Steinbild von Rietschels Meisterhand besucht zu werden verdient. Die lateinische Denkschrift auf den ermordeten Fürsten, die sich an der östlichen Wand der Kirche befindet, ist von Einigen sogar der Feder D a n t e's zugeschrieben worden.

Die Ecke der Universitätsstraße und der Grimma'schen bildet das sogenannte Fürstenhaus, welches seinen Namen von zwei Prin-

zen erhielt, die während ihrer Studienzeit da wohnten und seit 1648 der Universität gehört, die sonst hinter demselben den botanischen Garten unterhielt. Zu verschiedenen Malen sind in diesem Hause Fürsten bei ihrer Ankunft in Leipzig abgestiegen, wie namentlich im Jahre 1713 Peter der Große.

Kehren wir von hier aus in der Grimma'schen Straße nach dem Markte zu zurück, so fällt uns zunächst die Apotheke auf, vor welcher ein vergoldeter Löwe mit der Jahrzahl 1409 steht. Es erinnert derselbe an die Begründung der Universität, denn als die Studenten mit ihren Lehrern Prag verließen, um nach Leipzig überzusiedeln, wieß Einer auf den „Löwen" an der Universitätsapotheke und sagte: „der muß mit uns auswandern." Er nahm die Löwenfigur in der That ab und brachte sie mit nach Leipzig, wo sie an der neuen Universitätsapotheke aufgestellt wurde. Der jetzige Löwe ist freilich nicht der alte, doch soll sich der Prager Original-Apotheken-Löwe heute noch im Besitz des Eigenthümers der „Löwenapotheke" befinden.

Wenige Schritte davon, in Nr. 30, 3 Treppen, begann Einer der Fürsten unserer Literatur seine schriftstellerische Thätigkeit, Lessing, der gleichzeitig mit Christian Felix Weiße in Leipzig studirte und hier zunächst seine Liebe für das Theater entfaltete, die so glänzende Früchte tragen sollte. Um die Vorstellungen, welche die berühmte Principalin Neuberin gab, fleißig besuchen zu können, übersetzte der junge Lessing französische Stücke und vollendete sodann seinen schon in der Schule zu Meißen begonnenen „jungen Gelehrten". Er verkehrte zugleich außer dem Theater viel mit Schauspielern und Schauspielerinnen und böse Zungen sagten ihm sogar nach, er stehe mit der schönen Neuberin in einem sehr vertrauten Verhältnisse. Es wurde selbst seinen frommen Aeltern in Kamenz hinterbracht, daß er „ein Komödienschreiber geworden wäre und mit Komödianten umgehe." Die Mutter weinte bereits über den „verlornen Sohn" und der erzürnte Vater citirte ihn mit strengen Worten nach Hause. Lessing rechtfertigte sich in einem Briefe, der

erhalten ist und in dem es unter Anderm heißt: „ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann. Ich lebte in den ersten Monaten eingezogen, stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt und dachte eben so selten an die übrigen Menschen als vielleicht an Gott. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die Augen auf. Soll ich sagen zu meinem Glücke oder zu meinem Unglücke? Die künftige Zeit wird es entscheiden. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines Gleichen. Guter Gott, was für eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und Andern gewahr! Eine bäuerische Schüchternheit, ein verwilderter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und im Umgange, verhaßte Mienen, das waren meine guten Eigenschaften, die mir bei meiner Beurtheilung übrig blieben. Ich empfand eine Schaam, die ich niemals empfunden habe, und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierin zu bessern, es koste was es wolle. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Mein Körper wurde dadurch etwas geschickter und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthaften Bücher eine Zeitlang auf die Seite, es kamen mir Komödien in die Hand und ich entschloß mich selbst Komödien zu machen. Ich wagte es und als sie aufgeführt wurden, wollte man mich versichern, daß ich nicht unglücklich darin wäre. Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich sie mit mehrerem Ernste betreibe. Ich sann daher Tag und Nacht, wie ich in der einen Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaube, noch kein Deutscher sich sehr hervorgethan hat . . ꝛc." *)

Weiterhin, am Markte selbst, finden wir ein vielfach merkwür-

---

*) Als Lessing den zweiten längern Aufenthalt in Leipzig nahm, wohnte er im Hofe der großen Feuerkugel wie später Goethe.

diges Gebäude, jetzt das Königshaus, vorher das Thomä'sche und noch früher das Apel'sche Haus genannt, „worin," sagt Iccander, „wegen der commoden und trefflich proper ausmeublirten und von berühmten Meistern gemalten Zimmern, auch wegen des schönen Prospects auf den Markt die allerdurchlauchtigste Landesherrschaft bei der Anwesenheit in Leipzig ordentlich zu logiren beliebt." — In einem Saale dieses Hauses wurden die schon damals berühmten Abonnementsconcerte abgehalten als sie Hiller auf eigene Kosten veranstaltete. In diesem Hause wohnte im Winter 1760 Friedrich der Große und hier hatte er die berühmte Unterredung mit Gellert, der, auf des Königs Befehl, im Staatskleide von pfirsichblütfarbigem Plüsch, mit Degen und Haarbeutel sich einfand. Der König forderte den kränklich aussehenden Gelehrten auf Platz zu nehmen und Gellert vertheidigte bekanntlich mit Freimüthigkeit die deutsche Literatur gegen die französische, welche Friedrich der Große allein anerkennen wollte. Auch machten seine Worte Eindruck auf den geistreichen König, denn derselbe sagte später zu Garve: „Gellert ist der einzige deutsche Dichter, der zur Nachwelt gelangen wird." Die größte Anerkennung aber erzeigte er dem deutschen Fabeldichter dadurch, daß er selbst eine Fabel — wenn auch Französisch — schrieb und sie an Gellert schickte. Es war die von der „Violine" und Gellert sagte davon, er möchte lieber diese Fabel gemacht als die Schlacht bei Roßbach gewonnen haben.

In demselben Hause stieg 1809 der König Jerome ab wie Napoleon 1813 zweimal; später bezog das erste Stock der russische Fürst Repnin, der das eroberte Sachsen verwalten sollte, bis über das Schicksal des Landes entschieden sein würde und 1820 endlich starb hier der Fürst von Schwarzenberg, der Sieger in der großen Leipziger Schlacht.

Gehen wir an dieser Seite des Marktes weiter, so gelangen wir an die Petersstraße. Hier in dem großen Eckhause rechts wohnte einst Einer der gefeiertsten deutschen Schrift-

steller, Christian Felix Weiße, der allgeliebte Kinderfreund, den 1805 die Stadt durch eines der großartigsten Leichenbegängnisse, das sie jemals gesehen, wie die Bühne durch eine Gedächtnißfeier (von Mahlmann mit Musik von Bierey) ehrte, die sogar wiederholt werden mußte. In den „Briefen eines reisenden Franzosen" (1784) heißt es: „Ich besuchte Herrn Weiße. Er ist nicht nur Einer der artigsten Dichter Deutschlands, sondern auch ein merkwürdiger Gelehrter, dabei die Eleganz selbst, und das Einkommen von einer ansehnlichen Stelle, die er bekleidet, setzt ihn in den Stand, seine alten Tage der Ruhe, dem Wohlthun und den Musen zu weihen. Er ist einer der stärksten Antagonisten der literarischen Kalmucken, die gleich den Truppen des Gengiskhan vor einigen Jahren einen Einfall auf den deutschen Parnaß thaten, die Musen nothzüchtigten, die schönen Blumenbeete der alten deutschen Dichter verheerten, die Sprache verstümmelten, die Wörter mit tartarischer Wuth zerfetzten u. s. w." — Ein eben so eleganter, wenn auch nicht in so weiten Kreisen bekannter Mann, der Philosoph Ernst Platner, war später Besitzer dieses Hauses.

Weiter hinauf in dieser Straße finden wir unter Nr. 4 das Haus des Kunstfreundes Schletter, der nicht nur seine höchst werthvolle Sammlung moderner, namentlich französischer Gemälde seiner Vaterstadt Leipzig, nur unter der Bedingung, daß sie ein Museum dafür baue, sondern auch zu den Kosten desselben jenes eben bezeichnete Haus vermachte.

Ganz in der Nähe ging der größte deutsche Humorist in seiner Studentenzeit aus und ein, Jean Paul, der im goldenen Arm, (Nr. 15.) und noch früher gegenüber (Nr. 35) in den „drei Rosen" wohnte, wo er in Sorgen und Noth auch sein Erstlingswerk, die „grönländischen Prozesse" schrieb. In dem Hotel de Baviere neben den drei Rosen, dem Gasthause, in welchem seit Jahren fast alle berühmten Personen absteigen, die Leipzig besuchen und dessen Fremdenbuch demnach eine sehr werthvolle Merkwürdigkeit ist,

wohnte **Schiller** als er, auf dem Gipfel seines Ruhmes, im Sommer 1801, durch Leipzig reis'te, der Aufführung seiner „Jungfrau von Orleans" beiwohnte und dabei einen außerordentlichen Triumph feierte. Das Theater war trotz dem heißen Tage zum Erdrücken gefüllt und als nach dem ersten Acte der Vorhang fiel, jubelte ein vielhundertstimmiges begeistertes: „es lebe Friedrich Schiller!" unter Trompetenschmettern und Paukenwirbeln auf. Der Dichter dankte von seiner Loge aus verlegen und bescheiden, sodaß ihn nur wenige der Anwesenden sehen konnten. Deshalb strömten aber auch nach der Beendigung des Stückes alle rasch hinaus, um den Gefeierten vorübergehen zu sehen. Der ganze Platz vor dem Theater bis an das (damals noch stehende) Thor war mit enthusiastisch erregten Menschen bedeckt. Sobald der Dichter aus dem Schauspielhause trat, bildete sich eine Gasse vor ihm. „Hüte ab! Hüte ab!" rief man von allen Seiten; und so schritt Schiller wie ein König, unter fortwährendem Vivatrufen, durch die Menge seiner Bewunderer, die mit entblößtem Haupte dastanden, während hinter ihm Väter und Mütter ihre Kinder in die Höhe hoben, auf den Dichter deuteten und riefen: „der ist es!"

An derselben Straßenseite in Nr. 31 wurde ein durch Gelehrsamkeit, durch Geist und Witz ausgezeichneter Mann, **Kästner**, (1719) geboren. Er hatte wie Jean Paul in Leipzig mit Sorgen zu kämpfen und noch spät, als Professor in Göttingen, bei der Belagerung dieser Stadt, als man in derselben Hungersnoth fürchtete, sagte er: „ich bin lange Magister in Leipzig gewesen und fürchte mich also vor dem Hunger nicht."

Wir stehen nun an der unscheinbaren Peterskirche, welche indeß dadurch merkwürdig, daß sie — freilich nicht in der jetzigen Gestalt — die älteste Leipzigs ist, da sie schon im zwölften Jahrhunderte erbaut worden sein soll. Nach der Einführung der Reformation blieb sie bis 1710 unbenutzt; in den Jahren 1812 und 1813 mußte sie als Caserne, später als Lazareth dienen.

Neben ihr steht das einzige noch übrige innere Stadtthor, das aus der Zeit des prachtliebenden Friedrich August (1722) herstammt, während die Brücke, an welcher es steht, schon 1693 gebaut wurde.

Rechts weiter wandernd gelangen wir in die Schloßgasse mit den Collegium Juridicum, in welchem früher die Doctor-Disputationen gehalten wurden, und mit der Loge „Minerva zu den drei Palmen". In dem zu dieser Loge gehörigen Garten ist dem Arzte und Dichter Andreas Gallisch zu Ehren ein Denkmal errichtet. An die Schloßgasse schließt sich die Burgstraße, wo in Nr. 22 Luther während der Disputation mit Dr. Eck gewohnt haben soll. Gewiß ist, daß Klopstock als Student ein Stübchen in dem Hause Nr. 21 inne hatte, in welchem später Pölitz lange unter seinen Büchern lebte. Wir gelangen dann zu der Thomaskirche mit der Thomasschule, welche letztere aus einer ehemaligen Klosterschule hervorgegangen ist und in der sowohl mehrere berühmte Gelehrte als Rectoren, wie Johann Heinrich und Johann August Ernesti, Geßner u. a. m., als auch Cantoren wohnten und thätig waren, deren Namen heute noch in der Musikwelt einen guten Klang haben und zum Theil hoch verehrt werden wie der große Sebastian Bach, der Meister der Fuge, Doles, Hiller, dessen heitere Opern eine Zeit lang die deutsche Bühne beherrschten, Schicht, und Weinlig, der Lehrer Richard Wagners. Von den Denkmälern Bachs und Hillers sprechen wir noch.

In dem Hause Nr. 1 am Thomaskirchhofe weilte eine Zeit lang der berühmteste der Männer, die in Leipzig geboren worden sind, Leibnitz, dessen Geburtshaus wir später finden werden.

Die Thomaskirche selbst hat an sich nichts Merkwürdiges als ihr Dach, welches das höchste in Deutschland sein soll und daß ein Fürstenmord in ihr begangen wurde. Diezmann nämlich, so wird erzählt, hatte sich 1307 am 25. December zur Christmette dahin begeben und kniete betend an dem Altare. Nachdem das Benedic-

tus angestimmt war, erhielt er einen Dolchstoß. Auf seinen Ruf: „Gewalt!" drängten sich seine Diener um ihn und die Ausgänge der Kirche wurden besetzt. Der blutige Dolch verrieth den Mörder. Man glaubte, derselbe sei gedungen, aber selbst die Folter brachte ihn nicht zum Geständnisse. Auf dem Richtplatze wurde er mit glühenden Zangen zerrissen. Drei Tage nach der Verwundung starb der Fürst und er wurde nicht in dem Erbbegräbniß der thüringischen Landgrafen, in Reinhardsbrunnen, sondern, wie schon erwähnt, in der Pauliner Klosterkirche bestattet.

Von dem Thomaskirchhofe nach Norden zieht sich die Klostergasse, in welcher wir zunächst die reformirte Kirche in einem Hause finden, das früher das Amt- und später das Posthaus war. Anfänglich war sie für die französischen Kaufleute bestimmt, welche um 1702 nach Leipzig kamen und ursprünglich ihren Betsaal in Auerbachs Hof, dann in dem Amthause (also in dem jetzigen Locale) hatten. Später verwies man sie nach dem nahen Pfaffendorf; da aber der Weg dahin, namentlich im Winter, zu beschwerlich war, räumte man ihnen das frühere Local wiederum ein, in welchem sie seitdem ungestört ihre Andacht verrichten konnten.

Die Klostergasse setzt sich als Fleischergasse fort und fast am Eingange der letzteren finden wir das zum Kaffeebaum benannte Haus, in welchem 1694 das erste Kaffeehaus Leipzigs errichtet wurde und der Churfürst von Sachsen und König von Polen Friedrich August die erste Tasse Kaffee trank. Für diesen damals noch neuen Genuß schenkte der König dem Besitzer das noch jetzt über der Thür des Hauses befindliche Steinbild, das damals freilich auch reich vergoldet war. Interesse hat das Haus für Manche dadurch, das Kotzebue eine Zeit lang in dem zweiten Stocke desselben wohnte.

Weiterhin finden wir ein Haus von sehr bescheidenem Aussehen, das goldene Herz genannt, das im Anfange des Jahr-

hunderts das gewöhnliche Absteigequartier der fahrenden Künstler und Schauspieler war, wie sich dieselben jetzt in der Wirthschaft „zum Tunnel," Ecke der Klostergasse und des Barfußgäßchens, auf ihrer Wanderung durch Leipzig einzufinden pflegen. In dem „goldnen Herz" kehrte auch der geniale Amadeus Hoffmann ein als er 1813 als Kapellmeister am Theater nach Leipzig kam.

Auf dem Wege von der Fleischergasse nach dem Brühl treffen wir den Neukirchhof. Hier in Nr. 31. 4 Treppen hoch nach der Allee hinaus wohnte als Student der noch lebende gefeierte v. Schubert.

Am Brühl gehen wir um das große Gebäude herum, welches, am Ende der Fleischergasse steht und die Tuchhalle genannt wird, weil in der Messe eine große Anzahl Tuchfabrikanten ihre Waare darin zum Verkauf ausstellen, und wenden uns durch die Hainstraße wiederum nach dem Markte hinauf. In dem Häuschen mit dem Erkervorbau neben der Tuchhalle, im zweiten Stock, zu dem eine völlig finstere Treppe hinauf führt, wohnte viele Jahre lang und bis zu seinem Tode (1849) Carl Herloßsohn, vor zwanzig Jahren Einer der gefeiertsten Schriftsteller, heute der schnellvergessenden Welt kaum noch bekannt, selbst als Dichter des überall gesungenen Liedes: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen", das in dem bezeichneten Stübchen entstanden ist.

An der andern Seite dieser Straße und zwar in dem sogenannten kleinen Joachimsthal wohnte Friedrich Schiller, als er in der Ostermesse 1784 auf Körners Einladung nach Leipzig kam, wo er sich eine sehr bescheidene Wohnung bestellt hatte. „Im Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen und dann möchte ich auch durchaus nicht die Aussicht auf den Kirchhof haben." Nach seiner Ankunft in der Meßstadt schrieb er: „Wenn Einer, in der großen Welt noch sehr Neuling, um die Meßzeit zum ersten Male nach Leipzig kommt, ist es, wenn nicht verzeihlich, doch wenigstens

sehr begreiflich, daß er in den ersten Tagen über die Mannigfaltigkeiten, die durch seinen Kopf gehen, sich selbst vergißt. Dies ist bis heute beinahe mein Fall gewesen . . Vielen wollte es hier gar nicht in den Kopf, daß ein Mensch, der „die Räuber" gemacht hat, wie andere Menschensöhne aussehen soll. Wenigstens rund geschnittene Haare, Courierstiefeln und eine Hetzpeitsche hatte man erwartet."

Am Markt, den wir nochmals betreten, finden wir mehrere für uns merkwürdige Häuser. In der ersten Etage des Hommel'schen, in welchem die Kunsthandlung von Del Vecchio ist, hatte Kaiser Franz von Oesterreich nach der Schlacht bei Leipzig seine Wohnung. In dem neuen Hause daneben, in welchem sich die permanente Kunstausstellung Del Vecchio's befindet und das die Kaufhalle heißt (sonst Eckholds Haus) wurde der große Christian Thomasius 1655 geboren, der freisinnigste Mann seiner Zeit, der wegen einer Schrift aus Sachsen fliehen mußte und den Muth hatte in Halle als Professor zuerst Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten, gegen allen Aberglauben eiferte, auf Abschaffung der Tortur und der Hexenprocesse drang, zuerst die Ehe als einen bürgerlichen Contract betrachtete und das erste Journal unter dem Titel „monatliche Gespräche" schrieb, worin er, mit einem satyrischen Kupferstiche vor jedem Hefte, seinen Gegnern, den Theologen, Philosophen und Juristen, tapfer zusetzte. Nach der Schlacht bei Leipzig wohnte in demselben Hause eine Zeit lang der russische Stadtcommandant Prendel.

Das großartige Gebäude an derselben Marktseite, Stieglitzens Hof, das bereits 1616 erbaut wurde und ebenfalls einen „Hof" oder Durchgang hat, war sonst mit seinen vielen Verkaufslocalen ein ebenso besuchter Meßplatz als der schon erwähnte Auerbach'sche Hof. Auch befand sich in dem Hause ein „schöner, lichter mit allerlei Sinnbildern illuminirter Saal, darauf unterweilen Komödie agirt, auch allerhand Seltsamkeiten gebracht wurden." In der

ersten Etage, welche jetzt eine große Modenhandlung inne hat, nahmen nach der Schlacht der König von Preußen und der Kronprinz von Schweden, Carl Johann, ihr Quartier.

An der Nordseite des Marktes fällt ein hochstöckiges Haus auf, auf dessen Dach sich ein Thürmchen erhebt. Hier wohnte eine Zeit lang der vielgeprüfte Gottfried Seume, der in Leipzig nicht blos die Nicolaischule und dann die Universität besuchte, sondern auch später öfters und lange sich da aufhielt. In seinen Gedichten befindet sich ein Zornausruf gegen das Aushauen des Rosenthals, welches sein täglicher Spaziergang war, wie es sonst der des großen Leibnitz gewesen, der als sechzehnjähriger Jüngling hier die erste Idee zu seinem philosophischen System gefaßt haben soll. Seume zürnt:

„Herzlose Männer zerstören den Hain mit wüthender Mordaxt,
Und der Schlag hallt von der Entheiligung weit in der Flur fort;
Meine Geliebtesten fallen, die Starken, die Holden des Thales,
Denen das rauschende Laub noch gestern ums männliche Haupt klang.
Haben die Männer des Lindenhains denn Seelen von Eisen?"

Durch die stattliche Katharinenstraße hinab, in welcher, in Dr. Hilligs Hause, nach der Schlacht bei Leipzig der Kaiser Alexander sich einquartierte, das griechische Gotteshaus und das berühmte Frege'sche Bankgeschäft sich befinden, gelangen wir in den Brühl. Das Eckhaus links ist das Dufoursche, in welchem anfangs das „weltberühmte" Richtersche Kaffeehaus war. Schiller schreibt bald nach seiner Ankunft in Leipzig: „Meine angenehmste Erholung ist bisher gewesen, Richters Kaffeehaus zu besuchen, wo ich immer die halbe Welt Leipzigs beisammenfinde und meine Bekanntschaften erweitere." In den um dieselbe Zeit geschriebenen „vertrauten Briefen aus Leipzig" heißt es: „Unter den Kaffeehäusern nimmt das Richters den ersten Platz ein. Hier ist alles Magnificenz von Madame an, welche wie ein Idol von den jungen Stutzern verehrt wird, bis zu Monsieur; aber man muß diese Mag-

nificenz theuer bezahlen. In den Messen braut man hier Punsch, dazu läßt Herr Richter ein Liedchen drucken, welches von der ganzen Gesellschaft feierlichst abgesungen wird und das heißt dann — Pounch royal! Der Saal ist dann so voll, daß man darin ersticken könnte." — Es ist dieses Haus heute noch eines der schönsten in der Stadt und wurde 1702 von dem Bürgermeister Romanus erbaut. Der Besitzer des gegenüberstehenden Hauses „der goldene Apfel", Dr. Rivinus, war neidisch auf diesen Prachtbau und ließ auf den Giebelvorsprung seines Hauses eine Figur, einen Mohren, stellen, welche drohend auf den Nachbar hinüberweiset und als Inschrift die bekannten Worte trägt: Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto. Damit begnügte sich indeß der erzürnte Rivinus nicht; er schrieb überdies eine lateinische satyrische Abhandlung: de stultitia in aedificandis aedibus apud Romanos, d. h. über die Thorheit im Häuserbauen bei den Römern — oder bei der Familie Romanus. Für Viele von ganz besonderem Interesse ist das Haus Nr. 79 neben dem goldenen Apfel, in welchem zu Goethe's Studentenzeit ein kleines Gast- und Weinhaus war, dessen Wirth Schönkopf hieß. Die Frau desselben war eine Frankfurterin und deshalb wurde Goethe bald wie ein Glied der Familie da behandelt. Die Tochter, Aennchen oder vielmehr Käthchen, gewann seine Liebe. „Sie war," wie er selbst erzählt, „jung, hübsch, munter, liebevoll und angenehm." Er sah sie täglich ohne Hindernisse, da er Mittags da aß und Abends seinen Wein da trank. Sie sangen miteinander und man spielte Komödie, sogar „Minna von Barnhelm" führte man auf. „Ich ward," so beichtet er, „von jener bösen Sucht befallen, die uns verleitet, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Launen zu beherrschen. Durch unbegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb ich mir und ihr die schönsten Tage. Sie ertrug es eine Zeit lang mit unglaublicher Geduld, die ich grausam genug war aufs Aeußerste zu trei-

ben. Allein zu meiner Beschämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß sich ihr Gemüth von mir enfernt habe. Es gab schreckliche Scenen unter uns, bei welchen ich nicht gewann, und nun fühlte ich erst, daß ich sie wirklich liebe und daß ich sie nicht entbehren könne. Meine Leidenschaft wuchs und zuletzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Es war zu spät: ich hattte sie verloren und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir selbst rächte, indem ich auf mancherlei unsinnige Weise in meine physische Natur stürmte, hat sehr viel zu den körperlichen Uebeln beigetragen, unter denen ich einige der besten Jahre meines Lebens verlor. Schon früher hatte ich meine Unart deutlich genug wahrgenommen. Das arme Kind dauerte mich wirklich, wenn ich sie so ganz ohne Noth von mir verletzt sah. Ich stellte mir ihre Lage, die meinige und dagegen den zufriedenen Zustand eines anderen Paares aus unserer Gesellschaft so oft und so umständlich vor, daß ich endlich nicht lassen konnte, die Situation zu einer quälenden und belehrenden Buße dramatisch zu behandeln. Daraus entsprang die älteste meiner übrig gebliebenen dramatischen Arbeiten, das kleine Stück: Die Laune des Verliebten, an dessen unschuldigem Wesen man zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird."

Ebenfalls im Brühl, unweit des goldenen Apfels, steht das Haus zu den drei Schwanen, in welchem die Abonnementsconcerte im Anfange und längere Zeit hindurch abgehalten wurden. Auch knüpft sich an dieses Haus die Geschichte des Knabenraubes, die wir im nächsten Kapitel erzählen.

Weiterhin nach Osten mündet in den Brühl eine kurze Gasse, die Halle'sche genannt, in welcher in dem Hause zum Goldenen Sieb im Jahre 1618 die gräßliche Geschichte sich zutrug, welche Zacharias Werner in seinem „vierundzwanzigsten Februar" auf die Bühne brachte. „Der Wirthssohn," erzählt eine alte Schrift über Leipzig, „war dreiundzwanzig Jahre außerhalb Landes gewesen,

und hatte solche Zeit über im Kriege zugebracht. Da erscheint er plötzlich bei seinen Eltern als ein unbekannterweise ankommender Gast, geht aber vorher zu seiner Schwester, die außer dem Hause besonders gewohnet, offenbaret ihr seine Ankunft und ladet sie künftigen Tages zu seinen Eltern ein mit dem Bedeuten, er wolle sich da zu erkennen geben und ein Freudenpankett anstellen. Aber was geschieht? Er überliefert ein Paquet mit mehr als dreihundert Thalern dem Vater als Wirth in Verwahrung mit dem Vermelden, daß er solches am andern Tage eröffnen und sich mit ihnen recht lustig machen wolle. Unterdessen verblendet der Teufel die Eltern, daß sie den ihnen unbekannten Sohn als einen Fremden des Nachts im Bette erwürgen und den Leichnam bei Seite schaffen. Als sich nun des Getödteten Schwester des andern Tages bei den Eltern meldet und ihnen eröffnet, der Fremde sei ihr Sohn gewesen, sind sie in solche Kümmerniß und Verzweiflung gerathen, daß der Vater sich erhenket, die Mutter sich mit einem Messer erstochen und die Tochter in einen Brunnen gesprungen ist und sich ersäufet hat."

Am östlichen Ende des Brühls steht jetzt das Zucht- und Waisenhaus auf einer Stelle, welche vorher die verschiedenartigsten Gebäude getragen hat. Ursprünglich stand hier ein Cisterzienserkloster, das nach Einführung der Reformation niedergerissen, zum Theil aber als Kornhaus benutzt wurde. Der freigewordene Platz diente anderthalb hundert Jahre als Zimmerhof und Reitplan. Das Kornhaus wurde später in ein Opernhaus umgewandelt, „darinnen alle Messen von den unter den Studenten befindlichen Virtuosen die schönsten Opern präsentirt werden und ist die Notiz davon mitten auf den vornehmsten Straßen an gewissen Tafeln zu sehen, die mit Leinen querüber festgemacht sind."

Dem Zuchthause gegenüber in Nr. 39 wohnte während seiner Studienzeit der geniale Grabbe, der unter andern Verhältnissen jedenfalls einer der größten deutschen Dichter geworden sein würde.

Vom Brühl nach der Grimma'schen Straße hinauf führen drei Straßen, die wir noch nicht besuchten: die Reichsstraße, die für uns nichts Interessantes hat, als daß in Nr. 50 Tetzel, der Sohn eines Goldschmiedes, geboren sein soll; die Nicolaistraße, in welcher wir den „Rosenkranz" finden, ein uraltes Wirthshaus, sonst „die Wittenberger Herberge" genannt, in welcher Luther auf der Reise nach Worms abstieg, und endlich die Ritterstraße, die mehrere merkwürdige Gebäude zählt. Quandts Hof z. B., sonst Zotens Hof genannt, enthielt vor der Erbauung des Theaters die Bühne, auf welcher namentlich die Neuberin mit ihrer Gesellschaft zu Gottscheds Zeiten spielte. Alle durch den, die Ritter- mit der Nicolaistraße verbindenden, Hof gehenden Personen mußten nahe an der Thür dieses Theaters vorüber und hier war es, wo der Hanswurst von der Bühne verbannt wurde.

Weiter hinauf und an der andern Seite der Straße steht das „rothe Collegium," in welchem am 9. Juli 1646 der Stolz Leipzigs, der große Leibnitz, geboren wurde.

Das stattliche neue Gebäude dicht dabei ist die deutsche Buchhändlerbörse. Hier rechnen die deutschen Buchhändler, in der Ostermesse, untereinander über die Geschäfte ab, die sie im Laufe des vergangenen Jahres gemacht haben. In diesem Hause befindet sich auch die sogenannte „Bestellanstalt," durch welche beinahe die ganze buchhändlerische Correspondenz geht. Um ein Bild von diesem ganz eigenthümlichen Geschäftsgange auch den Nichteingeweihten zu geben, müssen wir Folgendes erwähnen: Jeder deutsche Buchhändler, sowie Mancher der bedeutendsten ausländischen, hat in Leipzig, unter den hiesigen Buchhändlern, einen Commissionair*), welcher hier die Geschäfte für ihn besorgt und dem er meist auch ein Lager seiner Verlags-

*) Ein solcher Commissionair besorgt manchmal die Geschäfte für hundert auswärtige Buchhändler (Committenten).

bücher übergeben hat. Will nun ein Sortimentsbuchhändler außerhalb Leipzigs irgend ein Buch haben, das sonst irgendwo, in Leipzig, Wien, Breslau, Stettin, Gotha u. s. w., erschienen ist, so wendet er sich nicht direct an den Verleger desselben, um es zu bestellen, sondern er schickt einen sogenannten „Bestellzettel" an seinen Commissionair in Leipzig. Auch dieser läßt den Zettel nicht direct an den Verleger des gewünschten Buches abgehen, sondern er giebt ihn an die Bestellanstalt in der Börse. Diese sendet ihn an den Leipziger Commissionair jenes Verlegers. Dieser Commissionair nimmt nun das Buch von dem bei ihm befindlichen Lager des Verlegers und sendet es dem Commissionair des Bestellenden, welcher es dem letztern mit der ihm gewöhnlich wöchentlich einmal regelmäßig zugehenden Sendung übermittelt. Hat dagegen der Verleger des gesuchten Buches kein Lager bei seinem Commissionair in Leipzig, so sendet dieser ihm die eingehenden Bestellzettel zu und empfängt die von Verschiedenen gewünschten Bücher, um sie an die Commissionaire der Besteller abzugeben, die sie nun in der oben erzählten Weise an dieselben befördern. Alle diese Bestellungen betreffenden Zettel nehmen also ihren Weg durch die genannte Bestellanstalt, wo sie s o r t i r t, d. h. die für jeden der verschiedenen Commissionaire bestimmten zusammengelegt und von wo sie dann den Betreffenden täglich viermal zu bestimmten Stunden ins Haus gebracht werden. Aber nicht blos alle Bestellzettel nehmen diesen Weg und laufen in der Börse zusammen, wie von dieser wieder aus, sondern a l l e Papiere, welche die Buchhändler einander zuzusenden haben, wie Circulare, Rechnungsauszüge, die Buchhändlerjournale u. s. w., und man wird sich darnach leicht eine Vorstellung von der Wichtigkeit und dem Geschäftsumfange dieser „Bestellanstalt" machen können. Nach der Angabe der dabei Beschäftigten beträgt die Zahl der durch die Anstalt beförderten Papiere t ä g l i ch zwanzig- bis vierzigtausend, je nach der Lebhaftigkeit

des Geschäftes. Rechnen wir blos fünfundzwanzigtausend als Durchschnitt für dreihundert Arbeitstage, so bekommen wir die hübsche Summe von sieben und einer halben Million jährlich.

Die Buchhändlerbörse selbst steht auf Universitätsboden, grenzt an das sogenannte „schwarze Bret“ und ihre hintern Fenster sehen in den Hof, in welchem einst der vielgefeierte fromme Gellert wohnte, von dessen Unterredung mit Friedrich dem Großen wir schon sprachen, den aber auch viele Officiere, ja gemeine Soldaten in jener Kriegszeit kannten und verehrten. Am 3. December 1760 schrieb er z. B.: „Mein ganzer Hof ist mit Soldaten angefüllt. Man kocht und bratet und wäscht um mich herum; man lacht, man weint, man singt, man flucht, man tobt, Alles durcheinander; man löset hier einen Arm, dort einen Fuß ab. Der Eine redet von den Schlachten, der Andere von seinem Leben auf der Universität und der Dritte versichert, er könne weder lesen noch schreiben. Der Eine lobt meine Schriften und weiset auf mein Kammerfenster, der Andere lacht mich aus.“

Bekannt ist, daß Prinz Heinrich von Preußen dem Professor eine Schecke, ein frommes Pferd, schenkte, damit er durch Reiten seinen kränklichen Zustand verbessere; aber auch der Churfürst von Sachsen wollte nicht nachstehen. Er ließ ein besonders frommes Pferd aus seinen Ställen aussuchen, dasselbe mehrere Tage lang probiren, um zu sehen, ob es sich vor gar nichts scheue, und das Thier endlich durch einen Stallknecht „mit eisgrauen Haaren“ dem Professor in Leipzig zuführen. „Unter einem Zulaufe von Jung und Alt, Gelehrten und Ungelehrten,“ erzählt Gellert selbst, „wurde es in meinen Hof gebracht. Es hatte einen goldenen Zaum, einen blausammtnen Sattel und eine gar schöne Schabracke.“

In welchem Ansehen Gellert stand, zeigte sich auch bald nachher in seiner Krankheit, die mit dem Tode enden sollte. Das Gerücht von seiner Erkrankung erregte überall Bestürzung und der

Churfürst von Sachsen sendete einen seiner geschicktesten Leibärzte Demiani, damit er in Verein mit den Leipziger Aerzten den seltenen Mann am Leben zu erhalten suche, jedenfalls aber täglich von dem Erfolge seiner Bemühungen nach Dresden an den Fürsten Bericht erstatte.

Eine zweite Wanderung, die wir um die innere Stadt herum und in einzelne Theile der Vorstädte unternehmen, führt uns ebenfalls zu einigen bemerkenswerthen Häusern, sowie zu den Denkmälern Leipzigs, die zwar ziemlich zahlreich, aber sämmtlich ohne große künstlerische Bedeutung sind. Beginnen wir die Wanderung von dem Augustusplatze vor der Grimma'schen Straße, so finden wir auf dem sogenannten Schneckenberge das Denkmal Gellerts, das nach Oesers Angabe ausgeführt wurde, und zuerst in dem Garten des Buchhändlers Wendler, dann im Paulinergarten der Universität stand. Goethe hat es bekanntlich besungen (S. Werke Bd. I.). Ein großartigeres Denkmal sehen wir nicht weit davon, das des Bürgermeisters Müller (geb. 1728, † 1801), der vielfache Verdienste um Leipzig hat, und dem namentlich die Parkanlage, in welcher sein Denkmal steht, zu danken ist, denn er betrieb mit besonderm Eifer die Ausfüllung des sonst an dieser Stelle befindlichen Festungsgrabens, sowie die Anpflanzung von Bäumen u. s. w.

Gehen wir weiterhin nach dem Theater zu und an diesem vorüber, so gelangen wir in die Frankfurter Straße, an deren Ende sich die Brücke befindet, deren Sprengung nach der Schlacht bei Leipzig für die fliehend nachdrängenden Franzosen so verderblich wurde. Ehe wir sie erreichen, sehen wir ein Haus, „die Laute" genannt. In diesem schuf Marschner seine trefflichen Opern: „Der Templer und die Jüdin," „Hans Heiling" und viele seiner Lieder, während in dem quer an der Brücke stehenden Gebäude Albert Lortzing seine Opern, namentlich seinen „Czar und Zimmermann", schrieb.

Gehen wir in der Straße zurück, so erblicken wir dem Theater

gegenüber das Denkmal Hahnemanns, des Erfinders der Homöopathie ein Werk Steinhäusers in Rom, das die homöopathischen Aerzte ihrem Meister am 10. August 1851 errichteten. Hahnemann selbst wohnte in Leipzig (in der Burgstraße und zwar in dem sonst Straube'schen, jetzt Helferschen Hause), als er den Grundsatz „Gleiches durch Gleiches" erdachte und damit die Grundlage seines neuen Heilverfahrens fand.

Weiter hinauf nach Süden gelangen wir zu Gerhards Garten, in welchem ein einfacher Stein die Stelle bezeichnet, wo Poniatowski 1813 in der vorüberfließenden Pleiße ertrank. Auch bewahrt der Besitzer des Gartens noch einige Reliquien von dem Fürsten auf. Noch weiter in der sogenannten Promenade hin finden wir rechts den neuen jüdischen Tempel und links vor der Thomasschule zwei Denkmäler, das Hillers und jenes Sebastian Bachs. Das erstere sehr bescheidene wurde auf Kosten einer dankbaren Schülerin des Meisters, Thekla Podleska, nach einer Zeichnung Schnorrs v. Carolsfeld, 1832 errichtet; das zweite ist ein Zeichen der Verehrung Felix Mendelssohns für den Altmeister Bach, denn er allein brachte die Kosten, theils durch Concerte, die er veranstaltete, theils aus seinen eigenen Mitteln, auf. Die Zeichnung des Denkmals, das die Form einer Betsäule hat, rührt von Bendemann und Hübner in Dresden, die Ausführung von dem Bildhauer Knauer in Leipzig her, dessen Atelier in Reichels Garten (Colonnadenstraße) einen Besuch reichlich lohnt. Leider erlitt das Kunstwerk noch während der Ausführung Abänderungen, namentlich in Bezug auf die Größe, sodaß nun nicht alle Verhältnisse desselben zu einander vollkommen passen.

Ganz in der Nähe erblicken wir das gerade dreihundert Jahre alte schicksalsreiche Schloß, die Pleißenburg genannt, welche Casernen, verschiedene königliche Expeditionen, die Zeichenakademie und die Sternwarte enthält und ursprünglich nach dem Muster der

Citadelle von Mailand erbaut wurde. Die Pleißenburg indeß, in welcher die berühmte Disputation zwischen Dr. Luther und Dr. Eck abgehalten wurde, steht nicht mehr, denn der Grundstein der jetzigen wurde erst 1549 gelegt. In den Kerkern der neugebauten aber schmachteten, wie wir finden werden, viele Unglückliche.

In diesem Schlosse starb Pappenheim nach der Schlacht bei Lützen, in diesem Schlosse wohnte Kleist, der Dichter des Frühlings, als er mit preußischen Truppen in Leipzig stand, sowie später Oeser, der Maler, der großen Einfluß auf die Entwickelung des Kunstgeschmacks in Leipzig hatte und dem in dieser Hinsicht bekanntlich auch Goethe viel verdankt, der in dem Hause verkehrte, das die heitere Tochter des Alten verklärte. „Er hatte mich gleich den ersten Augenblick angezogen," schreibt er; „schon seine Wohnung, wundersam und ahnungsvoll, war für mich höchst reizend. In dem alten Schlosse Pleißenburg ging man rechts in der Ecke eine heitere Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenacademie, deren Director er war, fand man sodann links, hell und geräumig, aber zu ihm selbst gelangte man nur durch einen dunkeln Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern suchte, zwischen deren Reihe und einem weitläufigen Kornboden man soeben hingegangen war." — Dieselben Räume hatte später Schnorr v. Carolsfeld inne, und sein berühmter Sohn, der jetzt in Dresden glänzt, wurde hier geboren.

Vor dem Petersthore, auf dem sogenannten Königsplatze, erblicken wir das Standbild des Churfürsten Friedrich August in römischer Kleidung. Auch dies ist ein Werk Oesers, das er im Auftrage des polnischen Fürsten Jablonowski unternahm, der sich in Leipzig niedergelassen hatte und die Statue vor dem von ihm erbauten Hause, „der Churprinz", aufstellen wollte, und zwar auf dem viereckigen Platze mit Linden und Kastanien, der sich noch heute vor dem Hause befindet. Der Fürst — der auch die seinen Namen führende Gesellschaft in Leipzig stiftete und dotirte — starb indeß

1777 vor Vollendung des Standbildes, und der Rath der Stadt unternahm nun, in Einverständniß mit der Wittwe, die Ausführung. Am 3. August 1780 wurde die Statue unter großen Feierlichkeiten an ihrem jetzigen Platze aufgestellt.

In der von hier aus laufenden Zeizerstraße verdient das sogenannte „Römische Haus“ wegen der berühmten vorzüglichen Frescobilder Beachtung, Landschaften von Preller in Weimar, mit Figuren von Genelli (der sich dabei selbst portraitirte).

Im Hofe des oben genannten Hauses zum „Churprinz“ wohnte eine Zeitlang Polens großer Held Kosciusco, und zwar als er in Folge der unglücklichen Liebe zu der Gräfin Sonowska sein Vaterland verließ und nach Frankreich ging, von wo er dann bekanntlich nach America segelte, um mit Washington für die Unabhängigkeit der jungen Republik zu fechten.

In der Allee, vor der Bürgerschule, steht das Denkmal Thaers, des Reformators der deutschen Landwirthschaft, das nach einem Entwurfe von Rietschel in Dresden auf Kosten der deutschen Land- und Forstwirthe ausgeführt und 1850 aufgestellt wurde.

Wir sind nun rund um die Stadt herumgegangen und stehen vor der Königsstraße, die erst vor wenigen Jahren angelegt worden ist, in der aber doch bereits der Sarg eines der berühmtesten Männer unserer Zeit stand. In dieser Straße nämlich, in Nr. 6, wohnte Felix Mendelssohn Bartholdy, hier starb er 1849 und von hier aus verbreitete sich die Trauer über seinen Verlust weit über Deutschlands Grenzen hinaus.

Die Königsstraße, nebst der anstoßenden Bosen- und Lindenstraße, nehmen die Stelle ein, an welcher sich sonst ein berühmter Garten und ein eben so berühmter Vergnügungsort der Leipziger befand, Bosens Garten. Im Sommer wurden hier regelmäßig an bestimmten Tagen Concerte gehalten. Ein sehr charakteristisches veranstaltete 1800 der Cantor Thomas, das von Mittag 1 Uhr bis Mitternacht dauerte und von 1 Uhr an 1⅓ Thlr., von

4 Uhr an 1 Thlr., von 6 Uhr an ¾ Thlr., von 8 Uhr an ½ und von 9 Uhr an ⅓ Thlr. kostete. Der Unternehmer ließ auf dem Zettel folgende seltsame Bestimmungen abdrucken: 1. daß Jedermann an diesem Tage in anständiger Kleidung erscheine, keineswegs aber in alltäglicher schmuziger, oder wohl gar werkstättischer Handwerkstracht, widrigenfalls, wenn dergleichen doch versucht werden sollte, so werden diejenigen und wenn sie gleich richtige Billets vorzeigen, am Eingange des Gartens zurückgewiesen oder wenn sie sich schon hereingeschlichen haben sollten, von der im Garten herumgehenden Militairpatrouille angehalten und herausgewiesen. In anständiger Kleidung steht es Jedermann, beiderlei Geschlechts, wes Standes und Würden er sei, dem Concert auch bei Tage beizuwohnen frei. 2. Ist zwar bei dieser assemblée publique, sowie bei allen gesellschaftlichen Zusammenkünften, ein anständiger Scherz und Spaß erlaubt; allein wenn Personen so ungesittet sein sollten, damit in Spott und Beleidigungen auszuarten, die werden sogleich ohn' Ansehen der Person von der anwesenden Militairpatrouille arretiret und an ihre obrigkeitliche Behörde zur Untersuchung und Bestrafung ausgeliefert. 3. Kann kein Dienstbote beiderlei Geschlechts sich am Eingange des Gartens auf ihre Herrschaft berufen, um in den Garten zu kommen; wenn aber Herrschaften ihre Bedienung gleich mitbringen, so soll ihnen dieses in mäßiger Anzahl frei passiren. Sie dürfen aber nicht im Garten, gleich andern Herrschaften herumpromeniren, sondern sie müssen auf dem angewiesenen Platze neben der Kegelbahne bleiben, damit ihre Herrschaften wenn sie solcher benöthigt sind, gleich finden und rufen können. Kinder unter zwölf Jahren können ihre Aeltern (!) frei mitbringen, keineswegs aber können sie ohne ihre Aeltern allein oder mit Dienstmädchen in den Garten gelassen werden."

Mit der Königsstraße parallel läuft die Dresdner Straße. Hier, wo jetzt das schöne Haus zum Rheinischen Hofe steht, befand sich noch vor zwanzig Jahren ein sehr bescheidenes Gasthaus

dritten Ranges „zur goldenen Säge“. In diesem Hause hatte mehrere Jahre lang der Oberst Gustafsohn (König Gustav IV. von Schweden), ohne irgend einen Diener, zwei fast ärmliche Zimmer inne. Unbeachtet, wie er es wünschte, ging der stattliche Mann, stets in völlig zugeknöpftem bescheidenen Rocke, den Stock in der Hand, in straffer militairischer Haltung, ernst, ja finster über die Straße. Den Leuten im Hause war das Merkwürdigste an ihm die Art, wie er täglich sein sehr einfaches Mahl einzunehmen pflegte, denn sie erzählten verwundert, daß er die Suppe nicht zuerst, sondern zuletzt esse und jede Mahlzeit mit einem Glase Branntwein beginne — was bekanntlich in Schweden allgemeine Sitte ist.

Wir befinden uns hier ganz in der Nähe des großen schönen Friedhofes und der Johanneskirche. Das erste freistehende Grab ist das Grab Gellerts und in der Kirche steht ein ihm gewidmetes Denkmal. Der Gottesacker, auf welchem von 1484 bis 1834, in 350 Jahren, 257,273 Leichen beerdiget worden sind, ist häufig besungen worden, namentlich von Seume und von Deinhardstein, denn er ist die Ruhestätte gar manchen berühmten Mannes, wie Weiße, Zollikofer, Rosenmüller, Tzschirner, Krug, Hiller, Sebastian Bach, Doles, Schicht, Mahlmann, Rochlitz, Pölitz, Platner, Heinroth rc. Er enthält auch gar manche seltsame Grabschrift, z. B. eine in der Form von zwei Folioseiten eines Hauptbuches mit folgendem Wechsel:

Capital=Conto.	Anno 1669 den 7. April geboren in Scheibenberg.
Für des Christus unschätzbares Lösegeld und Ranzion Conto 100,000 Thlr. Gewinn= und Verlust=Conto. Am glückseligen Sterbegewinn: Wohlgestorben ist der beste Gewinn = 100,000 Thlr.	Auf F. (elix) A. (dam) Blechschmidts bestimmten Sterbetag Anno 1770 den 21. October gelobe ich, Jesus Christus, Selbstbürge, zu bezahlen diesen meinen Solawechselbrief an denselben; den Werth habe ich selbsten verdient, bin mit seinem Glauben und Leben vergnügt, schenke ihm daher die ewige Seligkeit aus Gnaden. Jesus Christus.

Drittes Kapitel.

Bilder aus der Geschichte Leipzigs.

Da die vorliegende Schrift weder neue historische Untersuchungen, noch eine vollständige, wenn auch nur gedrängte, Geschichte Leipzigs geben, sondern einfach zur Unterhaltung dienen soll, so wählen wir nur einige Scenen aus, welche vorzugsweise Interesse zu erregen im Stande sind.

Stiftung der Universität. (1409).

Kaiser Karl IV. hatte 1348 in Prag die erste deutsche Universität nach dem Muster der Pariser gestiftet. Diese Hochschulen waren damals kleine Republiken im Staate, die sich selbst regierten, über ihre Angelegenheiten in öffentlichen Versammlungen verhandelten und Beschlüsse nach Stimmenmehrheit faßten. Ihre Mitglieder theilten sich nach Nationen, je nach ihrer Herkunft, und nach Nationen wurde abgestimmt. In Paris hatten die Eingebornen drei Stimmen, alle Ausländer zusammen eine; in Prag zählte man die böhmische, die polnische, bayersche und sächsische Nation und eine jede hatte eine Stimme. Im Jahre 1408 verlangten nun die Böhmen Stimmenvertheilung wie in Paris, d. h. sie wollten auch drei Stimmen für sich haben und allen andern zusammen nur eine einzige zugestehen. An ihrer Spitze stand Johann Huß. Da an eine Vereinigung der beiden Parteien nicht zu denken war, riefen sie die Entscheidung des Königs Wenzel an, aber ehe dieselbe erfolgte, kam es zu blutigen Kämpfen, ja zu Todtschlägen. Endlich entschied der König nicht nur zu Gunsten der Böhmen, sondern er ernannte sogar höhnend seinen Küchenmeister zum Rector der Universität. Dies erbitterte die Deutschen so sehr, daß sie sammt und sonders die Universität verließen. Einige begaben sich nach Ingolstadt, andere nach Erfurt, nach Heidelberg u. s. w.; gegen

zweitausend aber, Studenten, Magister und Professoren, zogen nach Leipzig und auf ihr Ansuchen wurde ihnen „Herberge vergönnt" von dem Fürstenpaare Friedrich dem Streitbaren und Wilhelm, die dann auch den Papst, der damals allein die Befugniß hatte, um die Einwilligung zur Stiftung einer neuen Universität angingen. Papst Alexander V. gab dieselbe, weil „Leipzig, der volkreiche Ort, unter einem freundlichen Himmel liege, mit Allem, wie ein Acker, den Gott vorzüglich gesegnet, versehen sei, und seine Einwohner als artige und wohlgesittete Leute bekannt wären, die Stadt auch ringsum mit angenehmen Gegenden umgeben sei."

Die neue Universität konnte bereits 1414 zu dem Concil zu Costnitz Abgeordnete senden, die in noch frischem Groll gegen die Prager begreiflicher Weise gegen Huß stimmten.

Gegen die Türken. (1456.)

Wie in unserer Zeit seit mehreren Jahren der Krieg für die Türken Jedermann beschäftigt, so, ja in fast fanatischer Weise, regte vor vierhundert Jahren der Krieg gegen die Türken die ganze Christenheit und auch Leipzig auf. Constantinopel war 1453 in die Gewalt der „Ungläubigen" gefallen und ein päpstlicher Legat, Dr. Joh. Capistranus, ein kleiner dürrer Franziskanermönch, reisete in Deutschland umher, um durch sein außergewöhnliches Rednertalent die Gemüther zu einem kriegerischen Angriffe gegen die Türken zu begeistern. Um noch größere Wirkung hervorzubringen, zeigte er bei seinen Feldpredigten den Zuhörenden den Kopf des heiligen Bernhard vor. Leipziger Geistliche und Bürger holten ihn in Prozession ein, als er 1452 bei ihrer Stadt erschien. Dann sprach er auf dem Markte in flammenden Worten gegen den „Erbfeind der Christenheit," aber auch gegen das üppige Leben, gegen Putz und Spiel so gewaltig, daß die Leute ihre Karten und Würfel, ihre Schach- und Bretspiele bußfertig auf den Markt brachten, wo sie öffentlich verbrannt wurden. In anderen Städten opferten die

Frauen in gleicher Weise diesen Flammen ihren modischen Putz; die Leipzigerinnen aber scheinen so tief nicht gerührt und ergriffen worden zu sein, daß auch sie ihren Putz hingegeben hätten. Dagegen meldeten sich 1456 wirklich gegen hundert junge Leipziger, die gegen die Türken mit in den Kampf ziehen wollten. Sie verließen sogar, unter zahlreicher Begleitung von Freunden und Neugierigen, die Stadt, doch kamen sie bald in aller Stille zurück, ohne Türkenblut gekostet, ja nur gesehen zu haben.

Aus jener Zeit schreibt sich das an vielen Orten heute noch gebräuchliche tägliche Mittagsläuten her, welches der Papst 1456 zum Gebet gegen die Türken angeordnet hatte.

Die Leipziger Disputation. (1519.)

Der heftige Streit über den Ablaß und das Aergerniß, welches namentlich Tetzel mit dem Ablaßhandel gab, hatten allgemeines und großes Aufsehen erregt und in vielen Gläubigen, wenn sie auch den Wittenbergern, Luther, Carlstadt u. s. w. nicht beistimmten, Zweifel hervorgerufen. Herzog Georg, ein gelehrter Fürst, welcher warmen Antheil an theologischen Streitigkeiten nahm, vernahm es deshalb mit Freuden, daß Dr. Eck aus Ingolstadt mit den Wittenbergern über die päpstliche Macht und den Ablaß öffentlich disputiren wolle und gab gern die Genehmigung, daß dieser gelehrte Streit in seiner Stadt Leipzig stattfinde. Die Universität freilich wollte nichts davon hören, daß die päpstliche Macht nur in Zweifel gezogen werde und sie schrieb deshalb einen ernstabrathenden Brief an Luther. Hauptsächlich aber ereiferte sich Tetzel selbst gegen ein solches Beginnen und zwar so heftig, daß er noch während der Disputation in Leipzig vor Aerger starb. Der Herzog Georg wiederum nahm es sehr ungnädig auf, daß man die von ihm bewilligte öffentliche Erörterung über die so wichtige Frage, die alle Christen berührte, hindern wollte und er schrieb deshalb an den Kanzler der Universität, den Bischof von Merseburg, Fürsten

von Anhalt. In diesem Briefe erklärt er, er habe seine Einwilligung zur Disputation gegeben, damit er selbst erkenne, ob man ihn und sein Volk durch den Ablaßhandel um das Geld gebracht habe oder nicht. Ueber die theologischen Professoren an seiner Universität spricht er sich gleichzeitig sehr stark aus; er nennt sie nichtsnutzige und doch aufgeblasene Leute, die wie manche Soldaten von ihrer Tapferkeit viel Rühmens machten und dann zuerst die Flucht ergriffen. Schmaußen und überall obenan sitzen, das könnten sie, aber vor dem Disputiren fürchteten sie sich; es wäre besser, daß man alte Weiber und kleine Kinder ernähre als solche ungelehrte und widerspenstige Theologen; der Bischof möge doch ja solche faule Geistliche nicht in Schutz nehmen, die nicht mehr werth wären als ein Hund, der nicht belle, vielmehr den Nachtvögeln, welche das Licht scheueten, ernstlich auferlegen, den Kampf anzutreten, wie es ihr Amt und Beruf erfordere.

Nach dieser so entschieden ausgesprochenen Willensmeinung des Herzogs war die Disputation selbst auf geradem Wege nicht mehr zu hindern. Der Bischof ließ zwar. als die Kämpfer bereits eingetroffen waren, an allen Kirchthüren in Leipzig ein Patent anschlagen, in welchem er, auf Befehl des Papstes und bei Androhung des Kirchenbannes, Allen untersagte, der Disputation beizuwohnen; der Rath der Stadt mußte jedoch auf Befehl des Landesfürsten die angeschlagenen bischöflichen Placate abreißen lassen.

Die Disputation sollte am 27. Juni 1517 beginnen und zwar im Beisein des Herzogs Georg selbst und in seinem Schlosse Pleißenburg, in welchem er die „große Schloß- und Hofstube“ dazu einrichten und mit Kathedern versehen ließ.

Dr. Eck traf schon acht Tage vorher ein und zwar in Begleitung von vielen Mönchen und Geistlichen aus Ingolstadt und Erfurt. Von den Leipzigern wurde er glänzend empfangen und in aller Weise fetirt. Auch gefiel es ihm in der Stadt sehr gut, denn in seinen Briefen rühmt er nicht nur die „Höflichkeit“ des Rathes

zu Leipzig, sondern auch „die Liebenswürdigkeit der Frauen," deren großer Verehrer er jeder Zeit gewesen war. Später, am 24. Juni, kamen auch die Wittenberger an, ebenfalls mit großem Gefolge und in drei Wagen. In dem ersten saß Dr. Bodenstein (Carlstadt genannt) als der eigentliche Gegner Ecks, aber am Grimma'schen Thore traf ihn der Unfall, daß ein Rad an seinem Wagen brach und er umgeworfen wurde. Im zweiten Wagen saß der junge Fürst Barnim von Pommern, welcher damals in Wittenberg studirte. Im dritten folgten Dr. Luther und Dr. Melanchthon und sie wurden von vielen Wittenberger Studenten begleitet, die ihren Professoren zu Fuß gefolgt waren. Sie fanden freilich eine sehr kalte Aufnahme; „mit genauer Noth" schickte der Rath den gewöhnlichen Ehrenwein an Dr. Luther, der in der Stadt nur zwei gute Freunde hatte, darunter den Erbauer von Auerbachs Hof.

Der vielbesprochene 27. Juni brach endlich an. Sehr früh schon zog eine Bürgerwehr von sechsundsiebzig Mann mit klingendem Spiele und fliegender Fahne in das Schloß. Die Disputanten mit ihren Freunden und Andere versammelten sich in einem großen Saale der Universität und von da zogen sie paarweise zuerst in die Thomaskirche, um die Messe zu hören, sodann in das Schloß in den Disputationssaal, wo Peter Mosellanus im Namen des Herzogs eine Rede hielt, „worauf die Musikanten dreimal das Veni, Sancte Spiritus musizirten." Darüber war die Mittagsstunde herangekommen und die Versammlung ging auseinander. Doch erschienen Alle bereits um zwei Uhr wieder und die eigentliche Disputation begann. Unter den Zuhörern befanden sich drei Fürsten: der Landesherr, Herzog Ernst, der Herzog Barnim von Pommern und der Fürst Georg von Anhalt, und drei Aebte, nämlich der von Pforte, Pegau und Bosau (bei Zeitz).

Ueber Dr. Eck fiel das Urtheil ziemlich einstimmig dahin aus, daß er durch Schreien den Gegner zu verblüffen suche und wie ein Marktschreier, nicht wie ein ehrbarer Theolog, auf dem Katheder

stehe. Carlstadt war gegen ihn zu langsam und bedächtig, also kein Gegner für den feurigen Eck, der denn auch selbst bald persönlich zu Dr. Luther ging, um ihn zu ersuchen, an die Stelle Carlstadts zu treten. Luther war eigentlich nur gekommen, um zuzuhören; er mußte auf seine Sicherheit bedacht sein, denn ganz Leipzig haßte ihn als einen von dem Papste als Erzketzer verdammten Mann und er war hier schutzlos in der Gewalt seiner Feinde. Erst als der Herzog Georg ihm sicheres Geleit versprach, ließ er sich bewegen, statt Carlstadts mit Eck zu disputiren. Dies geschah zuerst am 4. Juli — an welchem Tage Tetzel starb — und die Disputation wurde von da an bis zum 15. Juli, täglich zweimal, fortgesetzt.

Eck erkannte bald, daß ihm in Luther „ein ganz anderer Mann" entgegenstehe. Es hieß sogar in Kurzem, es gehe bei Luther nicht mit rechten Dingen zu, denn er habe einen spiritus familiaris, der ihm alles „so spitzfindig" eingebe. Eck selbst scheute sich nicht, dies öffentlich bei der Disputation auszusprechen und er berief sich dabei auf ein Briefchen, das ihm zugekommen sei und in dem ihm gemeldet werde, Dr. Luther habe an seinem mittlern Finger ein kleines „Büchslein" an einer Kette hängen, in welchem sich sein dienstbarer Geist befinde, er (Eck) solle nur darauf dringen, daß Luther dies von sich lege, dann werde er nicht mehr so gut antworten können. Eck scheint wirklich an dergleichen Dinge geglaubt zu haben, denn er meldete auch dem Churfürsten von Sachsen, Luthers Landesherrn, man habe in Leipzig allgemein gesagt, Luther habe sich etwas an den Finger gebunden gehabt, wenigstens gewiß während der Disputation einen Blumenstrauß bei sich gehabt und öfters daran gerochen.

Zu den eifrigsten Zuhörern bei dem gelehrten Streite gehörte der einäugige Hofnarr, der seinem Herrn, den Herzog Georg, täglich begleiten mußte. Die Disputation wurde, wie sich von selbst versteht, in lateinischer Sprache geführt; der Narr verstand deshalb

kein Wort davon und konnte nur aus den Geberden und aus dem oft sehr lautem Schreien der Streitenden schließen, daß man sich heftig zanke.

„Worüber streiten d i e nur so lange und so gewaltig?" fragte er endlich eines Tages einen Bekannten, der ein Schalk war und darum antwortete:

„Das weißt Du nicht? Und es geht Dich so nahe an!"

„Mich? Ueber den Narren streiten sie lateinisch?"

„Sie streiten darüber, ob Du, der einäugige Hofnarr, eine Frau nehmen dürftest. Der Wittenberger ist für Dich und behauptet, es könne Dir nicht gewehrt werden, eine Frau zu nehmen, Dr. Eck aber bestreitet es und will beweisen, es würde eine große Sünde sein, wenn man D i r gestattete, eine Frau zu nehmen."

Von diesem Augenblicke an war der Narr ein Todfeind des Dr. Eck und ließ denselben auch seinen Haß jeden Augenblick merken. Eines Tages fiel es Eck auf, daß der Narr drohende Geberden gegen ihn mache; es mochte dies sehr komisch aussehen, und um den zornigen Narren noch mehr zu reizen, hielt sich Eck mit einem Finger ein Auge zu, um dem Einäugigen in dieser Weise zu verspotten. Er erreichte seinen Zweck vollständig, denn der Narr sprang sofort wie ein grimmiger Kater auf, unterbrach die Sitzung, indem er Eck mit derb d e u t s c h e n Schimpfworten überschüttete, lief dann fort und war nicht wieder zu bewegen, noch einmal der Disputation beizuwohnen.

Nach dreiwöchentlicher Dauer des gelehrten Streites war man noch immer zu keinem Resultate gelangt und der Herzog Georg, dem die Sache wohl langweilig zu werden anfing, ergriff bereitwillig die erste beste sich darbietende Gelegenheit ihr ein Ende zu machen. Er erhielt die Nachricht, der Churfürst von Brandenburg gedenke ihn auf einer Reise in Leipzig zu besuchen; da er nun in dem Schlosse wenige Zimmer hatte, so brauchte er das, in welchem die Disputation abgehalten wurde. Er mußte dieselbe demnach

aufheben. Dies geschah mit einer Rede, in welcher Alle für ihren Eifer belobt wurden und mit einer „schönen Musik."

Eck blieb noch mehrere Tage in Leipzig und ließ es sich wohl sein, denn die Meisten hielten ihn für den Sieger in dem Streite; die Wittenberger aber zogen still heim und der Herzog Georg schrieb sogar an den Churfürsten von Sachsen, den Gönner Luthers, er möge sich vorsehen, daß nicht aus einem wittenbergischen Professor ein Heerführer der Ketzer wie der Hussiten werde. Luther hatte allerdings durch die Disputation viele Anhänger in Leipzig gewonnen, namentlich unter der leicht beweglichen, stets dem Neuen sich zuneigenden Jugend. Es zogen viele Studenten aus Leipzig theils sofort mit ihm nach Wittenberg, theils gaben sie ihr bisheriges Studium der Theologie auf und wendeten sich der Jurisprudenz zu, weil sie erkannt zu haben glaubten, daß die Theologie in der bisherigen Weise unmöglich noch lange Bestand haben könne. Auch unter dem Bürgerstande erwarb sich der Reformator manche neue Freunde, namentlich durch seine erste Leipziger Predigt, die er in jener Zeit hielt und durch welche er so gewaltig wirkte, daß Eck sich veranlaßt fand, viermal gegen dieselbe zu predigen. Von Eck rührt übrigens auch der Name Lutheraner her, denn er brauchte ihn zuerst in einer kleinen Schrift, welche er bald nach dieser berühmten Disputation erscheinen ließ.

Folgen der Disputation.

Eck reiste nach Rom, um Bericht über den Verlauf der Disputation zu erstatten und brachte von da die päpstliche Bannbulle gegen Luther nach Deutschland zurück. Bekanntlich verbrannte Luther dieselbe in Wittenberg; vorher aber schon war sie von den Erfurter Studenten in das Wasser geworfen worden und auch in Leipzig soll sie von den Studenten verbrannt worden sein. So viel wenigstens ist gewiß, daß die Stimmung in dieser Stadt sich bedeutend

geändert hatte und Eck bei seinem diesmaligen Erscheinen keineswegs die glänzende Aufnahme fand, die er erwartet hatte. Die Anhänger Luthers hatten sich binnen einem Jahre ansehnlich vermehrt; die Studenten schlugen überall Pasquille gegen die Bulle an, sie sangen öffentlich Spottlieder auf Eck und trieben ihn endlich so in Furcht und Angst, daß er bei Nacht und Nebel entfloh. Die Leipziger Theologen freilich, die Luthern nicht blos wegen seiner Lehren und Neuerungen haßten, sondern gegen die Wittenberger Universität in dem chursächsischen Nachbarlande überhaupt eingenommen waren, weil sie der Leipziger großen Abbruch that, zeigten mit einem Male eine große literarische Regsamkeit in der Bekämpfung und namentlich Verspottung Luthers. Damit bewirkten sie indeß, wie es in solchen Fällen stets geschieht, nichts weiter, als daß in Leipzig „bald kein Haus mehr war, in dem man nicht über Luthers Lehre stritte" und daß Jedermann die Schriften des Angegriffenen selbst lesen wollte.

Als Luther 1521 nach Worms reiste, wagte er nicht, als ein vom Bann Betroffener, durch Leipzig zu kommen; der Herzog Georg gab ihm indeß einen Geleitsbrief und nun „passirte er auf einem sächsischen Rollwagen" durch die Stadt, in welcher er von vielen Studenten und Freunden jubelnd begrüßt, von den Vornehmen aber fast feindselig behandelt wurde.

Während seines Aufenthalts auf der Wartburg begannen die Verfolgungen der Anhänger des „ausgelaufenen Mönchs" in Leipzig und dem ganzen Lande des Herzogs Georg. Niemand durfte seine Söhne in Wittenberg studiren lassen und in Leipzig wurde das Lesen der lutherischen Bücher, namentlich aber „das Auslaufen zu lutherischen Predigten in benachbarten Orten" bei Leib- und Lebensstrafen verboten. Es entstand ein wahres Ketzergericht und Alle, die überführt wurden, solche verbotene Bücher gelesen zu haben, verloren ihr Hab und Gut, wurden des Landes verwiesen und mit Schimpf und Schande aus der Stadt

getrieben. Einem Bürger, der es gewagt hatte, gegen das ehelose Leben der Mönche zu sprechen, wurde öffentlich auf dem Markte die Zunge ausgerissen, die man dann auf einen Block nagelte.

Da trotz aller dieser Strenge die neue Lehre sich fort und fort weiter verbreitete, viele Wohlhabende Leipzig verließen, die Universität und der Handel verfiel, so entschloß sich der Herzog, noch schärfere Maßregeln gegen die Ketzerei zu ergreifen, um sie völlig auszurotten. Ein Buchhändler, Johann Heergott, trieb heimlich Handel mit lutherischen Schriften. Es wurde dies verrathen. Deshalb brachte man den Mann zur Haft und ließ die Bücher wegnehmen, der Schuldige aber wurde, auf Befehl des Herzogs, auf dem Markte hingerichtet, während man gleichzeitig die confiscirten Schriften verbrannte. Auch war dies nicht das erste und letzte Blut, das um des Glaubens willen in Leipzig vergossen wurde, denn im Jahre 1525 ließ Herzog Georg zwei Bürger auf einmal enthaupten. In demselben Jahre verhaftete man auch mehrere Anhänger Thomas Münzers, die man ganz wie Lutheraner behandelte. Acht derselben wurden hingerichtet und funfzehn mit Staupbesenschlag und Landesverweisung bestraft. Noch nicht genug! Am Abend nach der letzten Strafvollstreckung beschied der Herzog den Rath und die Bürgerschaft zu sich in die Pleißenburg, um ihnen mitzutheilen, daß noch dreihundert Leipziger als todeswürdig notirt wären.

Der Schrecken wirkte eine Zeit lang, so daß die Lutheraner sich ganz still verhielten. Die Blutherrschaft Alba's in den Niederlanden und namentlich in Brüssel war kaum entsetzlicher. Hatte doch der Herzog noch 1529 verboten, die Leichen der Verdächtigen auf dem Gottesacker zu begraben; sie mußten auf dem Schindanger eingescharrt werden.

Nach der Augsburger Confession faßten indeß auch die Leipziger wieder Muth, zumal die neue Lehre ihnen immer näher rückte und angesehene adelige Herrn sich für dieselbe erklärten. Die Lu-

Lutheraner in Leipzig zogen deshalb in Schaaren in die Kirche zur Eichen, zwei Meilen von der Stadt bei Grimma, sowie nach Holzhausen, eine Meile von Leipzig auf churfürstlichen Gebiete. Freilich gab dies Veranlassung zu neuen Verfolgungen, denn kaum hatte Herzog Georg davon vernommen, so ließ er ein scharfes Mandat ergehen. So sehr man ihn aber auch fürchtete und so fest man überzeugt war, daß er seine Anordnungen mit unnachsichtlicher Strenge aufrecht erhalten werde, unterblieb „das Auslaufen nach Predigten" doch nicht und der Rath erhielt deshalb in der That die Weisung, ohne Weiteres gegen die heimlichen Lutheraner in Leipzig mit Inquisition und Execution vorzugehen. Es wurden demnach nicht nur alle verdächtigen Bürger, sondern auch Frauen und Mädchen vor den Rath beschieden. Sämmtlich erklärten sie da muthig, sie wären allerdings zur Predigt und zum Abendmahl in den benachbarten Dörfern gewesen, auch wollten sie gern Land und Stadt verlassen, nur möchte man ihnen eine Frist von etlichen Wochen gestatten, damit sie ihre Habe verkaufen könnten. Die herzoglichen Befehle wurden dann buchstäblich an ihnen vollstreckt: sie mußten die Stadt verlassen. Wenn sie nicht freiwillig gehen wollten, sollten sie durch Büttel hinausgeführt und, wenn auch dies nichts half, mit dem Staupbesen aus der Stadt hinaus gepeischt werden.

Im Jahre 1533 kam man auf ein Mittel, sämmtliche heimliche Lutheraner auf einmal zu entdecken. Alle Erwachsene mußten damals in der Fastenzeit beichten und zu Ostern das Abendmahl genießen. Die Lutheraner thaten dies natürlich nicht nach der Vorschrift der katholischen Kirche. Die katholischen Geistlichen ließen also eine Medaille schlagen und jeder Beichtende erhielt eine solche, die der Obrigkeit als Zeugniß diente, daß er gebeichtet habe, also sich zu der katholischen Kirche bekenne. Gleich nach Ostern schickte der Rath in allen Häusern der Stadt umher und ließ einem Jeden das Beichtzeichen abfordern. Der Name dessen, der keines besaß,

wurde als des Lutherthums verdächtig aufgeschrieben. Die Zahl derer nun, welche kein solches Beichtzeichen vorlegen konnten, war überraschend groß, denn sie betrug gegen achthundert. Auch erzürnte sich der Herzog so gewaltig, als er Nachricht davon erhielt, daß er erklärte, er werde die Ketzerei ausrotten, selbst auf die Gefahr hin, daß die Stadt zu Grunde gehe. Man gab den Achthundert Bedenkzeit bis zu dem nächsten Pfingstfeste, eröffnete ihnen aber zugleich, daß sie die Stadt unbedingt räumen müßten, wenn sie nicht wieder in den Schoos der katholischen Kirche zurückkehrten. „Wer aber," erzählt ein Augenzeuge weiter, „an Fasttagen Fleisch und verbotene Speisen esse, in andere Orte gehe, um Predigten zu hören oder das Abendmahl in der neuen Weise zu nehmen, werde mit Gefängniß und Verweisung gestraft. Nun geschah dies Ausschaffen der armen Leute auf das Schimpflichste; es wurde ihnen ein alter Lappen oder zerrissen Tuch, sodaß sie den Kopf durchstecken konnten, über die Schultern gehangen, um sie zu verspotten und sie wurden so durch den Scharfrichter, Büttel und Schergen aus der Stadt geführt. Waren Etliche aus geistlichem Stande darunter, so wurden sie nach Stolpen oder Merseburg zu den Bischöfen gebracht und von diesen zu ewigem Gefängniß verdammt. Einige davon mußten im Kerker aus Hunger u. s. w. sterben. Starb Jemand von denen, die man für lutherisch hielt in der Stadt, so wurde er durch den Häscher oder Scharfrichter auf einem Karren aus der Stadt gebracht und auf dem Schindanger begraben."

Diese grausamen Verfolgungen endigten erst mit dem Tode des Herzogs Georg, der am 17. April 1539 verschied. Die Regierung ging auf seinen Bruder Heinrich über, welcher der neuen Lehre zugethan war und sofort nach Leipzig den Befehl ergehen ließ, der Inquisition wider die Lutheraner Einhalt zu thun und die vertriebenen Bürger zurückzurufen. Ja er verordnete sogar, daß am nahen Pfingstfeste die Reformation eingeführt werde.

Dieses Pfingstfest 1539 wurde für die so lange Bedrückten und Verfolgten ein großes Freudenfest, das man auch äußerlich mit Glanz beging, denn der Herzog Heinrich erschien nicht nur selbst, auch sein Vetter, der Churfürst von Sachsen, Johann Friedrich, fand sich mit großem Gefolge ein, sowie Luther, Melanchton, Justus Jonas und Andere aus Wittenberg nebst einer großen Anzahl Studenten. Luther selbst hielt die erste Reformationspredigt. Die Klöster wurden geschlossen und ihre Einkünfte eingezogen. Auch mehrere Kirchen ließ man eingehen, nämlich die Peterskirche, die Katharinenkirche (am Ende der nach ihr benannten Katharinenstraße), die Mariencapelle (zu unserer lieben Frauen) neben dem Frauencollegium, die Nonnenkirche zu St. Georg, dem Schlosse gegenüber (da wo jetzt die Nonnenmühle steht), die Barfüßer Klosterkirche und die Pauliner Klosterkirche, welche letztere man indeß 1544 dem Gottesdienste wieder übergab. Schwieriger war die Reformirung der Universität; namentlich widersetzte sich begreiflicherweise die theologische Facultät so lange als möglich, ohne indeß den festen Willen des Herzogs beugen zu können.

Belagerung der Stadt. (1547.)

Die vielgeprüfte Stadt sollte sich leider der wiedererlangten Ruhe nicht lange erfreuen. Die protestantischen Fürsten hatten sich zu dem schmalkaldischen Bunde vereinigt und der Kaiser Karl V. belegte die beiden Häupter desselben, den Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, mit der Reichsacht. Am 1. August 1546 übertrug er dem Herzoge Moritz von Sachsen, der seinem Vater Heinrich auf dem Throne gefolgt war, die Achtsvollstreckung. Moritz übernahm dieselbe und besetzte das Land seines Vetters, des Churfürsten, der sich bei dem Bundesheere an der Donau befand, mit Entrüstung von dem Gebahren des Herzogs hörte uud sofort mit seinem Heere umkehrte, um sein Land wieder zu erobern. Es gelang ihm dies nicht nur in ziemlich kurzer Zeit, er be-

mächtigte sich auch eines großen Theils der Besitzungen des Herzogs Moritz selbst und rückte von Halle her gegen das feste Leipzig, in dem Moritz sich mit seinen Truppen in den letzten Tagen des Jahres 1546 verschloß, die Vertheidigungswerke in den besten Zustand setzen und die Bürger in den Waffen üben ließ. Die Brücken wurden abgebrochen, mehrere Häuser und Thürme abgetragen und das rannstädter, halle'sche und Petersthor verschüttet. Das traurigste Loos aber erwartete die Bewohner der Vorstädte. Sie erhielten die Weisung, mit ihrer Habe sich in die Stadt zu flüchten, in welcher man ihnen die Gebäude der Universität anwies, da die Professoren und Studenten sich nach Meißen geflüchtet hatten. Dann wurden das Georgen- und das Johanneshospital, sowie die Vorstädte — als der Vertheidigung der Stadt hinderlich — und die Dörfer Eutritzsch, Gohlis und die Kohlgärten niedergebrannt. In dem Stadtgraben mußte jeden Tag das Eis aufgehauen werden, damit es keine Brücke für die anrückenden Feinde bilde. Auf dem Markte wurde ein Galgen aufgerichtet zum Zeichen, daß schnelle Justiz in der belagerten Stadt geübt werden würde, und in jeder Woche sollte ein Buß- und Bettag gefeiert werden. Die öffentlichen Uhren durften nicht mehr schlagen und die Glocken nicht geläutet werden, sodaß eine bange Stille, wie vor dem herannahenden Gewitter, drückend auf der Stadt lag. Am 4. Januar verließ sie Herzog Moritz mit der Reiterei und schon Nachmittags zeigten sich die ersten Truppen des Churfürsten. Am 6. Januar erschien ein Trompeter mit dem weißen Stabe und dem Absagebriefe und er forderte die Stadt zur Uebergabe auf, die abgelehnt wurde.

Da begannen denn die Belagerer trotz dem Froste Laufgräben und Schanzen in den niedergebrannten Vorstädten anzulegen. Das Dach der Johanneskirche wurde abgebrannt, diese selbst mit Erde ausgefüllt und darauf dann eine Batterie errichtet. Am 19. fand die erste allgemeine Beschießung statt, aber man scheint in der Stadt

kecken Muthes gewesen zu sein, denn zum Hohne stellte man eine Puppe mit einem durchlöcherten Ranzen auf die Stadtmauer und dazu sang man:

„Es hat nicht Noth!
Der Churfürst und Gürg Reckerodt*)
Soll uns die Stadt wohl lassen,
Ja lassen!“

Die Belagernden antworteten auf den Spott mit glühenden Kugeln und nun hatte man in der Stadt mit dem Löschen der in Brand geschossenen Gebäude vollauf zu thun. Der Churfürst gedachte auch bald zum Sturm zu schreiten und um einen Weg dazu zu bahnen, zwang er die herzoglichen Bauern in der Umgegend Tausende von Reisigbündeln herbeizuschaffen und mit denselben den Graben zwischen dem Petersthore und der Paulinerkirche auszufüllen. Die Belagerten richteten ein heftiges Feuer auf diese ihre gepreßten Landsleute, tödteten auch eine große Anzahl derselben, konnten aber doch das Ausfüllen des Grabens nicht hindern. Die Gefahr für die Stadt war sehr groß geworden, doch faßte man einen kühnen Entschluß: man unternahm, ehe die Reisigbündel in dem Festungsgraben mit Erde überschüttet werden konnten, einen Ausfall und während desselben steckten einige tollkühne Wagehälse die Reisigbündel durch Fackeln und Pechkränze in Brand. Die Flammen loderten bald hoch auf und der Weg zum Sturme wurde wiederum vernichtet. Die Belagernden ihrerseits entwarfen indeß sofort einen andern Plan, die Stadt bald zu bezwingen. Da, wo jetzt die Bürgerschule steht, befand sich der ziemlich hohe Henkerthurm (so genannt, weil der Henker dahinter wohnte). Auf diesen Thurm ließ der Churfürst sein schwerstes Geschütz richten, damit er unter den Kugeln einstürze und mit seinen Trümmern den Graben ausfülle. Der Thurm litt auch wirklich bald bedeutend, der Com-

*) Er leitete die Belagerung.

mandant der Stadt aber, Wallwitz, wußte noch immer guten Rath. In der Nacht schwieg das Feuer des Feindes. Diese Ruhe benutzten die Leipziger, legten Ketten und starke Seile um den Thurm und zogen dieselben so straff an, daß er, sobald er wankte, nothwendig nach innen fallen mußte. Am nächsten Tage geschah es in der That also und die Belagerer fanden nochmals keine Brücke über den Graben zum Sturme.

Um so heftiger wurde die Stadt nun beschossen; an einem einzigen Tage flogen gegen tausend Kugeln gegen sie und die Mauern litten bedeutend. Bisweilen lag eine so dichte Rauchwolke über der Stadt, daß man darin nicht wußte, ob es Tag oder Nacht sei. Als eine Merkwürdigkeit wird erwähnt, daß ein funfzehnjähriges Mädchen, Dorothea Weide, von einer achtundvierzigpfündigen Kugel getroffen wurde, welche ihr den linken Arm wegnahm und sie an der linken Hüfte verletzte. Trotzdem lebte sie noch zweiundfunfzig Jahre und zur Erinnerung mauerte man jene Kugel an die Mittagsseite der Johanneskirche ein, wo sie heute noch zu sehen ist. Der Churfürst ließ die Stadt zum zweiten Male zur Uebergabe auffordern, diesmal mit der Drohung, es werde, wenn sie erstürmt werden müsse, kein Stein auf dem andern bleiben. Der Commandant Wallwitz aber berief seine Mannschaft und die Bürger auf den Markt und hielt da eine warme Ansprache an sie, worauf Alle mit aufgehobenen Händen laut schwuren, in der Vertheidigung auszuharren und dem Herzoge Moritz treu zu bleiben.

Der Churfürst konnte sich nicht verhehlen, daß er die Stadt sobald nicht in seine Gewalt bekommen werde; da er nun bereits viele Leute verloren hatte und überdies ein kaiserliches Heer zum Entsatze heranzog, so hob er am 27. Januar 1547 die Belagerung auf und marschirte in der Richtung nach Altenburg ab.

Das Mislingen der Belagerung ist nicht selten durch Verrath im Lager des Churfürsten selbst erklärt worden. Viele von seinen Officieren, sagt man, hätten ihre Kostbarkeiten, ja selbst ihre

Frauen und Kinder in der Stadt gehabt. Sogar in Reimen sprach sich dies Gerücht aus:

Leipzig liegt außen und liegt auch drinnen,
Drum kann Leipzig Leipzig nicht gewinnen.
Daß Leipzig auch vor Leipzig lag,
Das macht, daß Leipzig bleibet noch.
Wär' Leipzig nicht vor Leipzig kommen,
So wär' Leipzig wohl bald genommen."

Im Mai zog die Besatzung aus der freiathmenden Stadt ab und ihr folgten — dreihundert Mädchen, die sich während der Belagerung mit Soldaten hatten trauen lassen.

Neue Glaubenstyrannei (1574).

Kaum war die Reformation allgemein eingeführt und man hatte vergessen, was die heimlichen Anhänger Luthers hatten leiden und ertragen müssen, so entstanden unter den Theologen und Juristen auf Spitzfindigkeiten beruhende Streitigkeiten über die Lehre Luthers und die versuchte Vereinigung derselben mit den Ansichten Calvins. Die Lutheraner, die sonst die Unterdrückten gewesen waren, wurden eben so schlimme Unterdrücker. Sie verlangten, daß man sich buchstäblich streng an das halte, was Luther gelehrt und sah diejenigen, welche sich einigermaßen zu Calvin neigten — die man deshalb heimliche Calvinisten (Kryptocalvinisten) nannte — als Verbrecher an.

Leipzig ist von diesen traurigen Streitigkeiten schwer betroffen worden und hat wegen derselben sogar wiederum Blut fließen sehen müssen.

Im Jahre 1574 begannen die Verhaftungen zuerst in Dresden. Der Kammerrath Cracau wurde, angeblich seiner kryptocalvinistischen Ansichten wegen, in das Schloß Pleißenburg zu Leipzig in einen der schlechtesten Kerker gebracht. Der Sohn des Schloßhauptmanns aber, Richter, hatte Mitleid mit dem Unglücklichen,

steckte ihm Schreibmaterialien zu und wollte ihm sogar Briefe bestellen. Leider erhielt der Vater des jungen Mannes Kunde davon und er warf die Briefe Cracau's in ein heimliches Gemach. Ein Soldat sah dies und machte Anzeige davon. Der Henker mußte sofort die Papiere hervorholen und die beiden Richter, Vater und Sohn, wurden verwiesen, Cracau aber, der nun einen Versuch gemacht hatte, sich selbst das Leben zu nehmen, mit Ketten belastet in einen unterirdischen Kerker gebracht und gefoltert. Er bestand die Qualen ohne etwas zu gestehen. Man weiß nicht einmal was er gestehen sollte: In Folge der Tortur starb der Unglückliche noch an demselben Tage auf seinem Strohlager in dem finstern Gefängnisse.

Nach ihm, ebenfalls als verdächtig den lutherischen Lehren nicht buchstäblich zu glauben, saßen zwei andere angesehene Männer, der Leibarzt Peucer und der Oberhofprediger Schütz, mehrere Jahre lang in der Pleißenburg gefangen. Später theilte ihr Schicksal der Kanzler Nicolaus Krell, ein geborner Leipziger, der aus politischer Klugheit die Parteien der Lutheraner und Calvinisten einander näher zu bringen suchte, die Teufelsbeschwörung bei der Taufe zu entfernen wünschte, darum aber von den starren Lutheranern heftig angefeindet wurde, die nicht ruhten, bis ihm das Haupt durch den Henker abgeschlagen war. Der Superintendent Selneccer in Leipzig erlaubte sich auf der Kanzel die heftigsten Ausfälle gegen Alle, welche das Lutherthum nur einigermaßen antasten wollten und einmal betete er sogar laut zu Gott:

„Schenk doch den bösen Buben ein
Und laß sie saufen Höllenpein!“

Welcher Art das gerichtliche Verfahren gegen den Kanzler Krell gewesen sein mag, läßt sich schon daraus abnehmen, daß der Leipziger Rath, welcher den Verhandlungen anfangs beigewohnt, öffentlich davon sich lossagte. Freilich wurde ihm dies als Verbrechen angerechnet, und der Bürgermeister Schönherr nicht blos

aller seiner Aemter entsetzt, sondern überdies um viertausend Thalern bestraft.

Unter den Predigern in Leipzig, die der verbrecherischen Hinneigung zu calvinistischen Ansichten verdächtig waren und deshalb abgesetzt wurden, befand sich Dr. Gundermann. Er entfloh, als er sich von Verhaftung bedroht sah, um sich in seiner Vaterstadt Kahla in Thüringen zu verbergen. Seine Flucht wurde indeß bald bekannt und man schickte ihm Boten nach, welche ihn nöthigenfalls mit Gewalt zurückbringen sollten. Er ließ sich wirklich zu freiwilliger Umkehr bewegen und verbrachte einige Tage unbelästigt in Leipzig. Eines Morgens aber ließ der churfürstliche Statthalter Christoph v. Heßler alle Thore sperren und begab sich mit zwölf Trabanten in des Rathhaus, wo sich das Rathscollegium versammelte, um über das zu Beginnende Beschluß zu fassen. Bald darauf erschien eine Commission in dem Hause Gundermanns, dessen Thüre von den Trabanten besetzt wurde. Man versiegelte die Bibliothek und kündigte dem Nichtsahnenden an, daß er verhaftet sei. Kaum gönnte man ihm Zeit, seine Angelegenheiten nur einigermaßen zu ordnen und von den Seinigen Abschied zu nehmen. Dann führte man ihn in der Kleidung fort, in welcher man ihn angetroffen hatte, in einem Schafpelz und mit einer alten Sammetmütze. Der Pöbel verfolgte ihn höhnend bis in das Gefängniß in der Pleißenburg. Die hochschwangere Frau des Unglücklichen aber verfiel in Schwermuth und Verzweiflung. Eines Tages trat sie mit einem Kinde auf dem Arm in die Küche, setzte das Kind auf den Herd, und erhenkte sich an dem Stricke, an dem der Bratenwender gedreht wurde. Erst das Geschrei des auf dem Heerde sitzenden Kindes rief Leute herbei, aber die Mutter war nicht mehr zu retten.

Der Verhaftete erfuhr nichts von dem Selbstmorde seiner Frau und da er erklärt hatte, er werde an Dem festhalten, was er für wahr erkannt, saß er mehrere Monate unbeachtet im Kerker.

Diese Haft aber und die Erinnerung an seine Familie erschütterten, wie man wohl erwartet hatte, seine Festigkeit und er kam endlich so weit, daß er erklärte, nicht nur zu widerrufen, sondern auch ohne Erlaubniß keine Kanzel wieder zu betreten, und als Privatmann in Kahla zu leben. Dies wurde angenommen und Gundermann erhielt die Freiheit.

Noch kannte er das Schicksal seiner Frau nicht und er bat also, sie und seine Kinder mit sich nehmen zu dürfen. Der Schloßhauptmann war ein so weichherziger Mann, daß er es nicht über sich zu gewinnen vermochte, die Freude des Erlöseten durch Mittheilung des neuen Unglücks zu trüben, deshalb unter allerlei Vorwänden die Abreise betrieb und ihm nur die baldige Wiedervereinigung mit den Seinigen verhieß. Erst in Rippach, wo der Kutscher, der ihn fuhr, die Pferde fütterte und Gundermann selbst ausstieg, sollte er das Entsetzliche zufällig erfahren. Er saß am Fenster des Wirthshauses und sah dem Kutscher zu. Da trat ein Mann zu diesem und fragte neugierig, wen er fahre. Der Kutscher nannte den Namen des Reisenden und der Andere fragte weiter: „ist es derselbe Gundermann, dessen Frau verrückt geworden ist und sich in der Küche gehangen hat?"

Diese Worte trafen Gundermann wie ein Blitzstrahl. Er wankte hinaus, um den Kutscher zu fragen, ob die Nachricht über seine Frau wahr sei. Der Mann konnte nicht leugnen, der Unglückliche aber fand keine Thräne zur Erleichterung seines Schmerzes; man mußte ihn in den Wagen heben und in demselben saß er in dumpfem Hinbrüten, trocknen Auges, bis er Kahla erreichte. Erst bei dem Anblicke der Kinder seines Bruders dort erschloß sich ihm der Quell der Thränen, sein Geist jedoch blieb noch immer umnachtet. Die Aerzte erklärten endlich, nur wenn er seine eigenen Kinder wiedersähe, ließe sich hoffen, daß er das Licht seines Geistes wiederfinde. Der Bruder machte sich deshalb auf nach Leipzig, um die Verwaisten zu holen.

Die Scene des Wiedersehens möge der Leser sich selbst ausmalen, uns genügt die Erwähnung, daß die Erschütterung bei dem Anblicke der mutterlosen Kleinen wohlthätig auf den Kranken wirkte und daß er allmälig sich erholte.

Später beschäftigte er sich vorzugsweise mit dem Studium der Pflanzen. Das Gundermannskraut trägt von ihm seinen wohlbekannten Namen.

Leipzig selbst fand noch immer keinen Frieden. Es sollte da wegen des Dr. Gundermann und der theologischen Zänkereien gar noch zu einem blutigen Straßenauflaufe kommen. Die nächste Veranlassung dazu gab am 19. Mai 1593 ein Gespräch, in dem Weinkeller Weinhausens am Markte, zwischen einigen Gelehrten und Studenten, die sich durch Wein und Streit gegenseitig erhitzten. Der Hauptanstifter war Dr. Huber, der früher in der Schweiz gelebt hatte, in Bern ausgewiesen worden war und nun, aus Haß gegen die Schweizer, gegen die Calvinisten schrieb. Am Tage nach dem Zanke beim Wein fand man in der Stadt Zettel angeschlagen, welche alle ächten Lutheraner aufforderten, Abends um acht Uhr auf dem Markte sich einzufinden, weil das Haus Weinhausens und anderer Calvinisten zerstört werden solle. „Es sei bei Weinhausen gotteslästerlich gegen die Lutheraner gesprochen worden und das schreie nach Rache." Wie zu erwarten war, fand sich eine ziemliche Anzahl Menschen zu dem angekündigten Schauspiele ein, theils um dabei zuzusehen, theils um selbst mit thätig zu sein. Die Bürgerwache wurde mit ausgerissenen Plastersteinen vertrieben und man drang in das der Volksrache bezeichnete Haus ein, aus welchem unter die Stürmenden geschossen worden sein soll. Weinhausen selbst hielt sich versteckt und der Tumult währte ungestört bis tief in die Nacht hinein. Am andern Tage, einem Sonntage, drängten sich Schaaren von Neugierigen herzu, um die Verwüstung zu sehen, und es währte nicht lange, so folgte die Fortsetzung der Unthaten von der vergangenen Nacht. Man schlug Kisten und

Kasten auf und raubte die Waaren oder warf sie auf den Markt. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, suchte und fand man Weinfässer und man trank den Inhalt derselben aus Schuhen und Hüten oder man ließ ihn auf die Straße laufen. Zwar ließ die Behörde die Plünderer vertreiben und das Haus besetzen, aber es half nicht lange. Die Zerstörungslustigen erschienen in größerer Anzahl und so wurde bald selbst das Dach von dem ketzerischen Hause abgetragen. Allem Anscheine nach drückte die Behörde ein Auge bei diesem Tumulte zu, weil er gegen Calvinisten gerichtet war. Es wurde sogar der Antrag gestellt, sämmtliche Calvinisten aus der Stadt zu verweisen, und Viele derselben mußten Leipzig wirklich meiden. Endlich erschien indeß der Administrator des Landes, Friedrich Wilhelm von Weimar, selbst, der den Bürgern eine Strafpredigt hielt und die Ordnung wieder herstellte. Vier von den verhafteten Tumultuanten wurden bereits am 1. Juni auf dem Markte, umgeben von der bewaffneten Bürgerschaft, durch den Henker mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht; die Aufregung aber ließ sich selbst durch dieses Blut nicht stillen. Nach einigen Wochen wurde ein Vorwerk vor dem Petersthore in Brand gesteckt, das man gewöhnlich das calvinistische nannte, weil, wie man sagte, die Anhänger der Lehre Calvins in jenem entlegenen Gebäude heimliche Zusammenkünfte und Berathungen gehalten haben sollten. Seit dieser Brandstiftung aus fanatischem Glaubenshasse heißt jenes Vorwerk bis auf den heutigen Tag das Brandvorwerk oder blos der Brand.

Ein Knabenraub. (1596.)

Im Jahre 1596 entwickelte sich in Leipzig in tragischer Weise eine Begebenheit, welche damals das allgemeinste und größte Aufsehen erregte.

Johann Westphal, ein reicher Gutsbesitzer bei Hildesheim, hatte die Betrügereien zweier Gauner ermittelt und die Bestrafung

derselben veranlaßt. Sie schwuren ihm dafür Rache und führten dieselbe in eigenthümlicher Weise aus. Der einzige Sohn Westphals befand sich in Lemgo, wo er die Schule besuchte. Diesen Knaben beschlossen die Gauner zu entführen und so lange in Verwahrung zu behalten, bis der Vater ihnen eine ansehnliche Summe als Lösegeld gezahlt habe. Sie gewannen demnach einen Miethkutscher für ihren Plan und fuhren mit ihm bis vor die Stadt Lemgo. Einer der Räuber ging dann in die Stadt selbst hinein, suchte den jungen Westphal und forderte denselben auf, ihn vor die Stadt zu begleiten, wo Einer seiner Vettern, der auf einer Reise begriffen sei, in seinem Wagen warte, um ihm Briefe von seinen Eltern zu übergeben. Der Knabe folgte dem fremden Mann arglos und trat freudig an den Wagen, um die ihm versprochenen Briefe in Empfang zu nehmen. Da aber packte ihn sein Führer und warf ihn in den Wagen zu dem Helfershelfer hinein, der ihm die Hände band und den Mund verstopfte, damit er nicht um Hilfe rufen könne. Der Wagen aber fuhr mit dem Geraubten und den Räubern in Galopp davon.

Von einem sichern Verstecke aus schrieben nun die Räuber an den Vater des Knaben einen Brief, in welchem sie ihm meldeten, ihre Rache gegen ihn sei ausgeführt, sein Sohn befinde sich in ihren Händen und er werde denselben lebendig nicht eher wieder erhalten, bis er achtzehntausend Thaler Lösegeld für ihn erlegt habe. Fünfzehntausend Thaler habe er in der bevorstehenden Neujahrsmesse in Leipzig zu zahlen, wo das Geld in dem Gasthause „zu den drei Schwanen" würde in Empfang genommen werden; den Rest erwarte man zu Ende Januars in Münster oder Köln. Werde das Geld nicht pünktlich gezahlt oder mache man von der Sache Anzeige und stelle Nachforschungen an, so büße der Knabe unfehlbar mit dem Leben.

Der Vater besann sich in seinem Schmerze nicht lange, sondern beschloß, sofort die verlangte Summe zu bezahlen, um den

Sohn wieder zu erhalten; ein Diener aber, Jacob Mark, war dieser Meinung nicht und erbot sich, die Räuber zu fangen und den Knaben zu retten. Auch beredete er den trostlosen Vater in der That, ihn mit diesem gefährlichen Auftrage reisen zu lassen.

Mark empfing die von den Räubern geforderte Geldsumme in Wechseln, sowie ein Schreiben an den Rath zu Leipzig, dem der Vorfall angezeigt und die Bitte vorgelegt wurde, die Räuber oder deren Bevöllmächtigten bei Empfangnahme des Geldes in den „drei Schwanen“ verhaften zu lassen. Unbegreiflicherweise wollte der Rath auf die Sache sich nicht einlassen und verstand sich mit Mühe dazu, einen Bericht über den Vorgang und das Gesuch an den Administrator des Landes zu erstatten. Diesen Bericht überbrachte Mark selbst dem Fürsten, welcher sich sofort zur Hilfe bereit erwies und auch in der That dem Mark einen Haftbefehl und die Weisung an alle Landesbehörden ertheilte, den Vorzeiger bei seinen Nachforschungen kräftigst zu unterstützen.

In dem Gasthause „zu den drei Schwanen,“ wohin Mark zurückkehrte, fand er Niemanden, welcher das Geld in Empfang nehmen wollte, wohl aber die Weisung, die verlangte Summe binnen drei Tagen an Christoph Pfeifer, Gastwirth zu dem „schwarzen Bär“ in Eilenburg, zu zahlen oder zu erwarten, daß man dem Vater den abgeschnittenen Kopf des Sohnes zuschicke.

Mark machte sich sofort nach Eilenburg auf, traf aber auch hier in dem bezeichneten Hause weder die Räuber noch den Knaben. Der Gastwirth indeß war in die Sache vollständig eingeweiht, denn er hatte den Auftrag, das Geld in Empfang zu nehmen und nach Ablieferung desselben das Versteck des Knaben anzugeben. Mark befand sich in großer Verlegenheit. Zahlte er dem Wirthe das Geld aus, so bewirkte er sicherlich die Verhaftung der Räuber nicht, ja, es war nicht einmal gewiß, ob er den Sohn seines Herrn noch am Leben finde oder ihn befreien könne. Nach reiflicher Ueberlegung gab er vor, er habe nur die Hälfte des Geldes bei sich, und

bat wegen des Restes um Nachsicht. Als Pfeifer davon nichts hören wollte, fiel Mark sogar mit gut erheuchelter Verzweiflung vor ihm auf die Knie, schilderte den Kummer der Eltern des geraubten Knaben und suchte in solcher Weise das Herz des Mannes zu rühren, der selbst Vater war. Es gelang ihm dies auch wenigstens insoweit, daß der Wirth sich erbot, mit ihm nach Düben zu reisen, wo sich Diejenigen befänden, welchen das Geld gebühre.

Beide setzten sich sofort in einen Wagen und der Wirth, so aufmerksam er auf Alles war, bemerkte doch nicht, daß ihnen ein Vertrauter Marks in einiger Entfernung zu Pferde folge. Er trank sogar mit seinem Begleiter im Wagen so viel, daß ihn endlich der Schlaf überfiel und Mark auf ein Stück Papier das Ziel der Reise sowie Verhaltungsbefehle seinem Vertrauten schreiben, diesem auch den Zettel unbeachtet zustecken konnte.

In der Nacht erst kam man in Düben an, wo der Wagen an einem abgelegenen Hause anhielt. In diesem Hause stellte Pfeifer den Boten den beiden Räubern vor und bat sogar selbst um Nachsicht. Diese aber verlangten die sofortige Zahlung der ganzen Summe, packten endlich den Bittenden, warfen ihn nieder, durchsuchten ihn und nahmen ihn das Taschenbuch ab, um zu sehen, ob er wirklich nicht die ganze Summe bei sich habe.

Mark schien verloren zu sein, ehe aber noch sein Taschenbuch geöffnet war, wurde die Thüre mit Gewalt aufgestoßen und Marks Vertrauter trat mit Gerichtsdienern und bewaffneten Bürgern ein, welche sich der Räuber und des Wirths aus Eilenburg bemächtigten.

Der geraubte Knabe befand sich nicht in Düben und die Räuber verweigerten auch seinen Aufenthaltsort anzugeben. Man brachte sie sofort nach Leipzig in unterirdische Kerker der Pleißenburg und da sie auch hier nicht gestehen wollten, wo der Knabe sei, legte man ihnen die Daumschrauben an. Einer war auch dadurch nicht zum Geständiß zu bringen, der Zweite aber erklärte, der

Geraubte befinde sich in Merseburg und bezeichnete auch den Mann, welchem derselbe übergeben worden sei.

Ein Mitglied des Rathes reiste nun nach Merseburg, wo der Knabe wirklich gefunden wurde, den der wackere Mark den so lange geängstigten Eltern wohlbehalten zuführte.

Mit den Räubern und deren Helfershelfer aus Eilenburg machte man kurzen Proceß. Früh am 14. März 1596 war auf dem Markte zu Leipzig ein Schaffot aufgeschlagen und Tausende umstanden dasselbe. Das Armensünderglöckchen wurde geläutet; die Verbrecher erschienen hinter dem ihnen vorgetragenen Crucifix mit dem Geistlichen, und ihnen folgten die Richter, welche öffentlich auf dem Markte das hochnothpeinliche Halsgericht hielten, nach wiederholtem Geständnisse der Verbrecher das Todesurtheil sprachen und den Stab über einem jeden brachen. Darauf betraten die Verurtheilten das Schaffot und der Scharfrichter schlug Einem nach dem Andern den Kopf ab. Der Miethkutscher, welcher bei der Entführung des Knaben betheiligt gewesen und ebenfalls verhaftet war, stand dabei, sah einen Kopf nach dem andern fallen und erwartete ebenfalls den Tod; er kam indeß mit der Todesangst davon, da er auf dem Blutgerüste selbst begnadigt wurde.

Tilly und der Leipziger Todtengräber. (1631.)

Im dreißigjährigen Kriege wurde Leipzig sechs Mal belagert: drei Mal von den Kaiserlichen und zwar ein Mal durch Tilly, zwei Mal durch Holk — und drei Mal von den Schweden, zwei Mal durch Banner, ein Mal durch Torstensohn. Den Kaiserlichen fiel es alle drei Mal, den Schweden nur ein Mal, unter Torstensohn, in die Hände, es blieb aber dann auch in schwedischem Besitz bis nach dem Westphälischen Frieden.

Alle Leiden, die mit diesen Belagerungen und Eroberungen in nothwendiger Verbindung standen, würden Leipzig, sowie der größte Theil der Gräuel dieses ganzen Krieges Deutschland er-

spart worden sein, wenn Sachsen und Brandenburg auf dem Convent zu Leipzig nicht den unpolitischen Beschluß gefaßt hätten, zwischen dem Kaiser und Gustav Adolph neutral bleiben zu wollen. Nach diesem Beschlusse, der beiden kriegführenden Parteien misfiel, rückte Tilly, nachdem er Magdeburg zerstört hatte, gegen Leipzig, und in diese Zeit fällt sein so oft beschriebenes, nach Schillers Vorgang meist poetisch ausgeschmücktes und unrichtig geschildertes Erscheinen in dem Hause des Leipziger Todtengräbers.

Schiller erzählt bekanntlich in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges: „im Hause eines Todtengräbers, dem einzigen, welches in der Halle'schen Vorstadt stehen geblieben war, hatte Tilly sein Hauptquartier genommen. Hier unterzeichnete er die Capitulation und hier wurde auch der Angriff gegen den König von Schweden beschlossen. Beim Anblicke der abgemalten Schädel und Gebeine, mit denen der Besitzer sein Haus geschmückt hatte, entfärbte sich Tilly. Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.“

Als Berichtigung dient eine seltene kleine Schrift: „Der Leipsische Todtengräber, welcher von des Herrn General Tilly Einkehrung in seinen Hause vor Leipzig geschehen ausführlich berichtet ꝛc. Leipzig, 1632.“ Darin heißt es denn: „Bei der Ankunft des General Tilly vor Leipzig waren die schönen Vorstädte abgebrannt, neben dem Gottesackerkirchlein aber mein Haus*) unter andern wenigen von den Feuerflammen unberührt stehen geblieben. Als nunmehr die ernste Belagerung der Stadt angegangen und das Tilly'sche Kriegsvolk hinein, die Besatzung tapfer wieder herausgeschossen, endlich die Stadt, weil die Entsatzung

*) Da keine Chronik der Stadt einen Gottesacker und eine Gottesackerkirche vor dem Halle'schen Thore kennt, so muß das Haus des Todtengräbers da wo es jetzt steht, an dem jetzigen Gottesacker, am Dresdner Thore, gestanden haben.

ausblieb, zu accordiren begehrte, sollten die Verordneten der Stadt Leipzig von dem General Tilly verhört und die Tractaten vorgenommen werden und es wurde meine Wohnung zur Audienz deputirt. Da haben sich nicht allein der Herr General und seine vornehmsten Obersten und Befehlshaber, sondern auch die Commissarien der Stadt Leipzig eingefunden und ihre Handlung gepflogen. Ich kann in Wahrheit nicht sagen, ob es absichtlich und mit sonderlichem Bedacht von dem Herrn General geschehen, um die Leipziger desto eher und mehr einzuschrecken, oder ob es zufällig, plumpsweise, wie man sagt, also geschehen sei. Da sie mich zu ihrer Berathung nicht gezogen, ich auch solcher beizuwohnen keine Beliebung hätte tragen mögen, habe ich, wie meine Nachbarn, für das Beste erachtet mich bei Zeiten aus dem Staube und davon zu machen." Allerdings hat man schon damals die Zusammenkunft in dem Hause des Todtengräbers, wie dieser selbst sagt, „für ein sonderliches Omen von beiden Theilen gehalten." „Es meinten unsere Leipziger," fährt der Todtengräber fort, „nicht ohne Entsetzen, es würde dieses ein gar böses Anzeichen für die gute Stadt, daß die Tractaten über ihr Leben und Gut in ihres Todtengräbers Hause angestellt würden; sie meinten nicht anders, es würde die gute Stadt mit Feuer und Schwerdt, ärger als Magdeburg, ausgetilgt, und zu einem Todtengrab, die Bürger und Einwohner aber, groß und klein, ohne Erbarmen hingerichtet, erwürget und getödtet werden. Da war groß Schrecken und Zagen, da war Noth und Tod schon vor Augen, bei dem Feinde dagegen großes Trutzen und Butzen, ein heftig Dringen und Zwingen, darüber Jedermann klagte und fast gar dabei verzagte.

„Da aber wider Verhoffen der Accord leidlich und der halbtodten Bürgerschaft wohl annehmlich geschlossen wurde, hätte man glauben können, des Todtengräbers Haus hätte vergeblich Schrecken verursacht, aber die rechte Deutung gab der Verfolg: die große,

gänzlich unverhoffte schwere Niederlage der Tilly'schen Armee (bei Breitenfeld). Ist also die Ankunft des General Tilly in des Todtengräbers Haus eine Anzeigung gewesen seines künftigen Unfalles. Und obwohl der General selbst in dieser Schlacht nicht todt geblieben ist, sondern nur etliche Stöße und Schläge bekommen haben mag, so wird er doch aus dem Unglücksfall abzunehmen haben, daß nicht allein sein im Kriege gehabtes Glück anfängt sich zum Grab zu neigen, seine bisher herrlich geführte Reputation mehr und mehr abzunehmen, sondern daß er endlich unter seiner Feinde Recht und Gewalt ganz und gar ersterben und im Tode erbleichen werde."

Es giebt auch ein Spottlied, das nach der Niederlage der Kaiserlichen bei Breitenfeld mit Bezug auf das Todtengräberhaus erschien und in dem es heißt:

„Was kann man anders wohl beim Todtengräber machen,
Als dingen um die Bahr und andre Leichensachen?
Drümb, weil auch Tyllen ahnt, er würde müssen weichen,
Und nun zu Leipzig hier bestellen seine Leichen, —
So ging er selbst mit Fleiß, ohn' alle Scheu und Schämen,
Ins Todtengräberhaus und ließ ein Maaß sich nehmen
Zum Sarg und zu der Gruft, besah auch selbst die Bahre,
Den Kirchhof und den Ort, der gegenüber ware 2c."

Alle Kriegsvölker begingen in jener Zeit die entsetzlichsten Schandthaten, die Schweden aber müssen sich durch ihren „Schwedentrunk" und Anderes ganz besonders furchtbar gemacht haben, denn die Erinnerung an ihre damaligen Gräuelthaten hat sich in Sachsen im Volke zweihundert Jahre lang erhalten. Der Verfasser erinnert sich, in seiner Jugend aus dem Munde alter Landleute, zur Bezeichnung irgend eines drohenden Unglücks, häufig die bei ihnen stereotyp gewordenen Worte gehört zu haben: „bet't, Kinder! die Schweden kommen!"

Gotzkowski (1759).

Der nordische sowohl als der siebenjährige Krieg betrafen Leipzig wiederum schwer, da es den Feinden in die Hände fiel und von denselben, wie immer, ausgebeutet wurde. Die ungeheuersten Forderungen, über zwei Millionen Thaler, stellte Friedrich der Große nach der Schlacht bei Torgau an die Stadt. Der Rath verweigerte die Zahlung als eine Unmöglichkeit, worauf der König, um die Einwohner zu schrecken, an mehreren Häusern Pechkränze aufhängen ließ und erklärte, er werde im Falle des Nichtzahlens die Stadt in Brand stecken lassen. Die Drohung wirkte indeß nur wenig, weil Niemand an die wirkliche Ausführung derselben ernstlich glaubte. Auch stand der König davon ab und versuchte das geforderte Geld durch andere Zwangsmittel einzutreiben: er ließ die ersten Magistratspersonen, sowie die angesehensten Kaufleute in die Gefängnisse der Pleißenburg bringen, die vorher zur Bewahrung gefangener Soldaten hatten dienen müssen. Trotz der moralischen Folter, welche der König der Stadt in dieser Weise anlegte, blieb man bei der Verweigerung der Zahlung. Der General Seydlitz soll in dieser Zeit eine merkwürdige Aeußerung gethan haben. Der Kaufmann, bei dem er im Quartier lag, klagte gegen ihn über die Härte des Königs und der General entgegnete: „Seien Sie getrost! Wenn der König das Pflaster von Leipzig ausreißen und sein Berlin damit pflastern ließe, er würde Leipzig doch den Segen nicht nehmen können, welcher alle diese Erpressungen in Kurzem vergessen lassen wird."

Die hundertundzwanzig Geiseln, die in der Pleißenburg schmachteten, ließ der König nach zehn Tagen wieder in Freiheit setzen bis auf siebzehn der angesehensten, die freilich vier Monate im Kerker sitzen mußten. Aber auch diese lange Haft erschütterte die Männer nicht und erst als der König drohte, sie nach Magdeburg

abführen zu lassen, fingen Einige an wankend zu werden. Da schlug sich ein Kaufmann aus Berlin, Gotzkowski, ins Mittel, ein Mann, welcher die größten Verdienste um Leipzig hat, dessen That aber, ja dessen Name sogar längst vergessen worden ist. Er bewirkte, daß die preußische Forderung an Leipzig auf 800,000 Thaler herabgesetzt wurde und für diese hohe Summe verbürgte sich der Ehrenmann. Ja er wiederholte 1762 seine Vermittelung wie seine Bürgschaftsleistung für die Stadt und den ganzen Leipziger Kreis als abermals außerordentliche Forderungen an dieselben gestellt wurden.

Er hat es verdient, daß sein Andenken in Leipzig erneuert und durch ein sichtbares Zeichen der Dankbarkeit vor weiterem Vergessen gewahrt werde. Möge die Stadt im Jahre 1859 sich ihrer Leiden vor hundert Jahren und ihres damaligen Retters erinnern!

Napoleon das erste Mal in Leipzig (1807).

Als der Kaiser Napoleon auf der Rückreise von Tilsit nach Paris in Dresden erschienen war, hoffte man auch auf seinen Besuch in Leipzig, das ihn in der feierlichsten Weise empfangen wollte. Vor dem Grimma'schen Thore wurde ein Triumphbogen erbaut; etwa funfzig junge Kaufleute uniformirten sich und wollten dem Kaiser entgegen reiten. Viele Tage lang strömte die ganze vornehme Welt vor das Thor hinaus, um die Reitübungen der jungen Herren mit anzusehen, die sich mit ihren hohen Federstutzen auf den Hüten und den blanken Säbeln gar stattlich ausgenommen haben sollen. Bei der Universität waren die Anstalten nicht geringer. Die Sterne im Gürtel des Orion sollten in Folge eines Beschlusses des Senats, den man allen Academien mittheilen wollte, den Namen Astre de Napoléon erhalten. Diese Huldigung gedachten die Professoren dem Kaiser vorzulegen. Die Studenten ihrerseits hatten einen großen Aufzug vorbereitet und die unvermeidlichen weißgekleideten Mädchen sollten Kränze und Gedichte überreichen.

Als Absteigequartier war die erste Etage des jetzigen Königshauses kostbar eingerichtet worden u. s. w.

Am 20., 21. und 22. Juli war die ganze Stadt vom frühen Morgen an auf den Beinen bis spät in die Nacht, um des Kommenden zu harren. Jede Arbeit ruhte und alle Geschäfte standen still. Am 22. gegen Abend erschien eine Abtheilung der Mameluken und Guiden mit der Nachricht, der Kaiser werde sofort nachfolgen. Das gesammte Militair trat unter die Waffen, alle Behörden eilten auf ihre Posten; alle Fenster und Dächer füllten sich mit Neugierigen.

Der Kaiser kam nicht und spät in der Nacht begab sich Jedermann nach Hause. Man war von dem dreitägigen Hoffen und Harren, Laufen und Stehen ermüdet; man erwartete den Ersehnten am nächsten Tage und wollte durch Schlaf neue Kräfte sammeln. Da, in frühester Morgendämmerung, fielen drei Signalschüsse, Alle sprangen aus den Betten und in die Kleider und als sie auf der Straße erschienen, um auf die bezeichneten Posten zu eilen vernahm man, der Kaiser — sei um die Stadt herumgefahren, ohne einen Augenblick anhalten zu lassen.

Leipzig mußte sich viel verspotten lassen, es hatte aber später mehrmals Gelegenheit, den großen Kaiser zu sehen, das letzte Mal auf der Flucht nach der Völkerschlacht 1813.

Nach der Schlacht (1813).

Ueber diese tausendmal beschriebene Schlacht selbst wollen wir schweigen und nur die schrecklichen nächsten Folgen derselben, wie sie sich in der Stadt in grauenhafter Weise zeigten, nach den Aussagen unverwerflicher Augenzeugen erwähnen. So schreibt Gneisenau: „Auf Meilen weit sind die Felder mit Todten, Verstümmelten und Verwundeten bedeckt. Rund um die innere Stadt Leipzig erstreckt sich ein breiter Saum von schönen Spaziergängen. Diese waren das Schlachtfeld des 19. October. Noch des andern Tages lag dort alles voll Sterbender, Leichname von Pferden und Menschen, Trümmer, umgestürzter Kriegsfahrzeuge, Waffen, Sättel:

Die Erde war mit Blut getränkt. Es war dies ein jammervolles Schauspiel des höchsten menschlichen Elendes.“ Stein erzählt, daß in Leipzig 34,000 Kranke und Verwundete von allen Nationen in Lazarethen lagen. Dolz versichert in seiner Geschichte Leipzigs, daß sich einmal sogar 37—38,000 in nicht weniger als 56 Lazarethen befanden. Hunderte, die nicht sofort untergebracht werden konnten, mußten auf den Straßen liegen bleiben. In der Nacht starben fast eben so viele vor Hunger, Kälte und Näße, als in Folge ihrer Wunden. Noch am fünften Tage nach der Schlacht schlichen Franzosen unverbunden und halb verhungert umher. Nach zehn Tagen fand man in einer Scheune zu Meusdorf 114 Soldaten, die man verwundet dahin gebracht hatte und die nun, verblutet, verhungert dalagen, denn kein lebendes Wesen war zu ihnen gekommen. „Mehrere gefangene Franzosen,“ schreibt Dolz, „mußten aus Mangel an Raum in den Schwibbögen, (gewölbten Grabstätten) auf dem Gottesacker verwahrt werden. Wer dürfte sich wundern, wenn sie, um sich vor der Kälte zu schützen, einzelne Särge verbrannt hätten? Ohne Zweifel war es aber die alles vergrößernde Sage, welche die schauderhafte Erzählung verbreitete, daß sie, um dem Hungertode zu entgehen, zu Leichnamen ihre Zuflucht genommen hätten. Wahr ist dagegen, daß der immer höher steigende Mangel an Lebensmitteln verwundete Franzosen nöthigte, die Kehrichthaufen auf den Straßen zu durchwühlen und die darin etwa liegenden Knochen abzunagen oder mit dahingeworfenen Apfelschalen und andern Abgängen von Lebensmitteln den Hunger zu stillen.“ Reil eilte von Berlin herbei um die oberste Sorge für die Hospitäler zu übernehmen. Sein Bericht, den er am 26. October an Stein erstattete, ist gräßlich, aber, sagt Perz im Leben Steins, es frommt, daß unsere Kinder erfahren mit welchen Leiden ihre Freiheit erkauft ist:

„Auf dem Wege (von Halle aus) begegnete mir ein ununterbrochener Zug von Verwundeten, die, wie Kälber auf Schubkarren

ohne Strohpolster, zusammengeklumpt lagen und einzelne ihrer zerschossenen Glieder, die nicht Raum genug auf diesem engen Fuhrwerke hatten, neben sich herschleppten. Noch an diesem Tage, also sieben Tage nach der Schlacht, wurden Menschen von dem Schlachtfelde eingebracht, deren unverwüstliches Leben nicht durch Verwundungen, nicht durch Nachtfröste und Hunger zerstörbar gewesen war. In Leipzig fand ich ungefähr 20,000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen. Die zügelloseste Phantasie ist nicht im Stande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir fand. Das Panorama würde selbst der kräftigste Mensch nicht anzuschauen vermögen, daher gebe ich Ihnen nur einzelne Züge dieses schauderhaften Gemäldes, von welchem ich selbst Augenzeuge war und die ich also verbürgen kann. Man hat unsere Verwundeten an Orte niedergelegt, die ich der Kaufmännin nicht für ihren kranken Möppel anbieten möchte. Sie liegen entweder in dunkeln Spelunken, in welchen selbst das Amphibienleben nicht Sauerstoffgas genug finden würde, oder in scheibenleeren Schulen und Kirchen, in welchen die Kälte der Atmosphäre in dem Maße wächst als ihre Verderbniß abnimmt, bis endlich einzelne Franzosen ganz in das Freie hinausgeschoben sind, wo der Himmel das Dach macht und Heulen und Zähnklappen herrscht. Bei dem Mangel öffentlicher Gebäude hat man dennoch auch nicht ein einziges Bürgerhaus den gemeinen Soldaten zum Spitale eingeräumt. An jenen Orten liegen sie geschichtet wie die Häringe in ihren Tonnen, alle noch in den blutigen Gewändern, in welchen sie aus der Schlacht hereingetragen sind. Unter 20,000 Verwundeten hat auch nicht ein einziger ein Hemd, Betttuch, Strohsack, Decke oder Bettstelle erhalten. Nicht Allen, aber doch Einzelnen hätte man geben können. Keiner Nation ist ein Vorzug gegeben, alle sind gleich elend berathen und dies ist das Einzige, worüber die Soldaten sich nicht zu beklagen haben. Sie haben nicht einmal Lagerstroh, sondern die Stuben sind mit

Heckerling aus den Bivouaks ausgestreut, das nur für den Schein gelten kann. Alle Kranken mit zerbrochenen Armen und Beinen, und deren sind viele, denen man auf der nackten Erde keine Lage hat geben können, sind für die Armeen verloren. Ihre Glieder sind wie nach Vergiftungen furchtbar aufgelaufen, brandig und liegen in allen Richtungen neben dem Rumpfe. Daher der Kinnbackenkrampf an allen Ecken und Winkeln. Viele sind noch gar nicht, andere werden nicht alle Tage verbunden. Die Binden sind zum Theil aus grauer Leinwand, aus Dürrenberger Salzsäcken, geschnitten, die die Haut mitnehmen, wo sie noch ganz ist. In einer Stube stand ein Korb mit rohen Dachschindeln zum Schienen der gebrochenen Glieder. Viele Amputationen sind versäumt, andere werden von unberufenen Menschen gemacht. An Wärtern fehlt es ganz. Verwundete, die nicht aufstehen können, müssen alles unter sich gehen lassen, und faulen in ihrem eigenen Unrath an. Für die Anderen sind zwar offene Bütten ausgesetzt, die aber nach allen Seiten überströmen. In der Peterskirche stand eine solche Bütte neben einer andern ihr gleichen, die eben mit der Mittagssuppe hineingebracht war. Das Scheußlichste in dieser Art gab das Gewandhaus. Der Perron war mit einer Reihe solcher überströmenden Bütten besetzt, deren Inhalt langsam über die Treppe herabfloß. Ich mußte einen andern Weg suchen, fand ihn vom Hofe aus und kam in lange finstere Galerien, die mit mehr als zweitausend blessirten Franzosen gefüllt waren, unter ihnen zwanzig Preußen ... Ich schließe meinen Bericht mit dem gräßlichen Schauspiel, dessen Anblick meine ganze Fassung lähmte. Auf dem offenen Hofe der Bürgerschule nämlich fand ich einen Berg, der aus Kehricht und Leichen meiner Landsleute bestand, die nackend lagen und von Hunden und Raben angefressen wurden 2c."

Einzelnes dieser entsetzlichen Schilderung hat Groß gemildert und berichtigt, auch Arndt, der bald nach Leipzig kam, schreibt: „Die Leichenwagen knarrten täglich durch die Straßen und viele der

Einwohner wurden von der Seuche hingerafft; doch ermüdete die Menschlichkeit und Wohlthätigkeit nimmer und die Leipziger vergaßen die Angst und Nöthen und sich selbst und halfen und retteten soviel sie konnten."

Der Epidemie, die in der Stadt entstand, fiel auch Reil nebst mehreren andern Aerzten als Opfer; in der Woche vom 20. bis 26. November starben, ohne die Soldaten, zweihundertfunfzehn Personen, und dabei mußten auf Anordnung des russischen Stadtcommandanten ununterbrochen in allen Straßen und vor den Thoren Düngerhaufen brennen!

Zur Erinnerung an jene Schreckenszeit stehe hier noch der Aufruf zu Unterstützungen, der von einigen Männern Leipzigs erlassen wurde:

„In Leipzigs Ebenen war es, wo der entscheidende Schlag geschah, der Deutschlands Freiheit rettete vom fremden Joch, und durch den der Grundstein zu einem dauerhaften Ruhestand für unsern Welttheil gelegt ward. Wer ist der Deutsche, wer der Menschenfreund, der nicht mit innigem Interesse auf dieses denkwürdige Schlachtfeld hinschaute, und der Wohlthat, die hier für das Menschengeschlecht errungen ward, mit erhobenem Herzen und inniger Rührung gedächte? Aber ein Blick des Mitleids wende sich auch auf die Unglücklichen, denen des Krieges wüthender Sturm, des fliehenden Feindes unmenschliche Raubgier, all ihre Habe zerstörte und entriß, daß sie entblößt von Allem, was das Leben bedarf, trauernd stehen bei dem Jubel der wieder frei sich fühlenden Völker und nicht einmal der belebenden Hoffnung besserer Tage Raum zu geben vermögen! Die Berichte über die Schlacht bei Leipzig nennen fast alle Flecken und Dörfer in meilenweitem Umkreise um diese Stadt, zur Bezeichnung der Stellen, wo die Thaten geschahen, deren segensreiche Erfolge sich bis auf die späteste Nachwelt übertragen werden. Wie diese Orte für alle Zeiten ein bleibendes Interesse haben werden, so nimmt das Unglück ihrer Bewohner die Theil-

nahme der Mitwelt dringendst in Anspruch. Denn eine Wüste ist jetzt dieser klassische Boden, und die freundlichen Umgebungen Leipzigs liegen zum Theil in wilder Zerstörung. Um das Unglück zu vollenden, raubten verheerende Seuchen, erzeugt durch die Schrecknisse der Schlacht, genährt durch den drückendsten Mangel aller Bedürfnisse, den Familien die Väter und Versorger, und der Jammer hilfloser Waisen mischt sich in die Klagen über verlornen Wohlstand. Bei aller Geneigtheit der Einwohner Leipzigs, das Elend ihrer unglücklichen Nachbarn zu mildern, haben jene dennoch selbst zu viel gelitten, um ihre Mittel mit der Größe des weit verbreiteten Bedürfnisses im Verhältniß zu finden, und es haben daher die Unterzeichneten zum Zwecke möglichster Unterstützung dieser Hilfsbedürftigen einen freiwilligen Verein unter sich gebildet. Vertrauensvoll wenden sie sich an alle ihre deutschen Brüder, an Alle, denen Völkerglück und Menschenelend zu Herzen geht, mit der angelegentlichen Bitte, durch milde Beiträge aller Art sie zu Erreichung dieses Zweckes in Stand zu setzen. Ihr Vorhaben beschränkt sich auf die im Bereiche des Schlachtfeldes gelegnen Ortschaften, und sie versprechen, in diesem Bezirke für gleichförmige Vertheilung und zweckmäßige Verwendung aller einkommenden Beiträge nach Kräften zu sorgen, wie sie denn auch darüber seiner Zeit öffentlich Rechnung ablegen werden. Die einzusendenden Beiträge bittet man an den Unterstützungs-Verein für Leipzigs Umgebungen, oder an die Handlungshäuser Frege und Comp. und Vetter und Preller zu adressiren."

Leipzig, am 3. Januar 1814.

C. G. Becker. Robert Melly.
Ferdinand Gruner. C. H. Ploß.
Dr. Gruner. Wilhelm Seyfert.
Protonotarius Heimbach. J. G. Trefftz.
A. C. F. Köhler. August Weinich.

Viertes Kapitel.

Leipzig als Meß- und Handelsstadt.

Was Leipzig ist, verdankt es vorzugsweise seinen Messen; aber den eigentlichen Beginn der beiden Hauptmessen kann man mit Bestimmtheit nicht angeben. Schon im Jahre 1514 heißt es in einer Bekanntmachung des Rathes: „die Jahrmärkte sind vor Alters und weit über Menschen Gedenken in unserer Stadt gewesen.“ Wahrscheinlich entstanden sie zur Zeit Conrads des Großen; Markgraf Otto der Reiche bestätigte sie 1178 und bestimmte, daß die eine am dritten Sonntag nach Ostern, die zweite am Sonntag nach Michaelis gehalten werden sollte. Sie währten ursprünglich acht Tage, die noch jetzt sogenannte Meßwoche. Markgraf Dietrich von Landsberg erneuerte, wohl im Hinblick auf den blühenden Zustand der Hansestädte, im Jahre 1268 das Privilegium Leipzigs und versprach überdies „daß wir alle, die in gedachter Stadt Handlung treiben wollen, es mögen die Kaufleute sein, woher sie wollen, obgleich wir mit ihren Herren öffentliche Feindschaft hätten, in dieser unserer Stadt nicht beschweren, noch ihre Güter anhalten, noch von Jemand anders anhalten lassen wollen“. Der Churfürst Friedrich der Sanftmüthige fügte 1459 die Neujahrsmesse hinzu, welche Kaiser Friedrich III. 1466 bestätigte, während Kaiser Maximilian 1497 alle drei Jahrmärkte (Messen) bestätigte und verbot, „um und in den Bisthümern Magdeburg, Halberstadt, Meißen, Merseburg und Naumburg neue Jahrmärkte und Freiheiten zu gewähren“. Eine neue Bestätigung gab Kaiser Maximilian 1507, der diesmal die Stapel- und Niederlagsgerechtsame hinzufügte, und den Kaufleuten und ihren Waaren auf allen Straßen des Reichs sicheres Geleit zusagte. Der Confirmirung der Messen durch Kaiser Karl V. wurde die Meßfreiheit beigefügt, und ihr folgten weitere Bestätigungen durch die Kaiser Leopold, Joseph und Carl VI.

Auf Ansuchen der Stadt Leipzig bestätigte selbst Papst Leo 1514 die Messen mit allen ihren Privilegien und erklärte: „so Jemand dawider zu thun sich unterstehen würde, der soll wissen, daß er in Gottes und der heiligen Apostel Petri und Pauli Zorn und Ungnade verfallen werde," während der Probst des Klosters St. Thomas zu Leipzig hinzusetzte: „wir werden alle diejenigen im Namen des Papstes in Bann thun und dem Satan überantworten, wenn sie irgendwie gegen jene päpstliche Bulle handelten."

So oft und so fest aber auch das Recht Messen zu halten bestätigt, confirmirt und verclausulirt war, ist es doch der Stadt von jeher schwer gemacht worden in ruhigem Genusse ihrer Märkte und namentlich des Stapelrechtes zu bleiben. Gar viele Städte versuchten zu ihrem Vortheil und zu Leipzigs Nachtheil ebenfalls Messen zu halten und dies hatte darum Streit mit Altenburg, Bernburg, Berlin, Borna, Brehna, Belgern, Braunschweig, Delitzsch, Eilenburg, Eisleben, Erfurt, Frankfurt a. M. und Frankfurt an der Oder, Glauchau, Groitzsch, Großenhain, Halle, Jeßnitz, Jüterbogk, Köthen, Liebenwerda, Liebertwolkwitz, Magdeburg, Merseburg, Naunhof, Naumburg, Neustadt, Pegau, Profen (bei Zeitz), Querfurt, Radegast, Sangerhausen, Schafstädt, Schkeuditz, Stollberg, Trebsen, Weißenfels, Wurzen, Zerbst und Zwenkau. Erfurt und Naumburg hatten sogar kaiserliche Meßprivilegien erhalten, doch erwirkte Leipzig beider Cassirung. Fast noch heftigere Streitigkeiten als wegen der Messen selbst hatte Leipzig wegen seines Stapelrechts, nach welchem alle Waaren, die in einem Umkreise von funfzehn Meilen befördert würden, auf der Heer- oder Stapelstraße nach Leipztg gebracht, zu wenigsten drei Tage lang dort zum Verkauf ausgeboten werden mußten und nirgends anders lagern durften. Dieser Stapelstraßen waren besonders fünf: 1. die aus Schlesien und Polen, 2. die aus Böhmen und Oesterreich, 3. die aus Thüringen, Hessen und vom Rhein; 4. die von Hamburg und den Seestädten, und endlich 5. die aus Baireuth, Bayern, der

Lombardei. Am erbittersten wurde der Streit mit Magdeburg geführt, das zuletzt doch siegte, dann mit Halle, Erfurt, Naumburg und mehreren kleinen Städten. Auf jene Stapelstraßen bezogen sich die Reichsabschiede wegen Sicherheit der reisenden Kaufleute und Waaren und die kaiserlichen Drohungen mit Acht gegen die, welche Kaufleute anfielen oder deren Waaren wegnahmen.

Nachdem durch die Meß- und Stapelprivilegien der Grund gelegt war, entwickelte sich der Verkehr in und außer den Messen in natürlicher Folge immer weiter. Aus dem Niederlagsrechte erwuchs allmälig zu großer Bedeutung das Commissions- und Speditionsgeschäft, zumal viele auf den Messen nicht verkaufte Waaren zur Ersparung der Frachten und Zölle in Leipzig liegen blieben. Zu den Meßprivilegien kam das so ungemein wichtige, nach welchem die Kaufleute während der Messe von allem Arrest frei sind, sowie 1682 eine neue Wechselordnung und ein Handelsgericht, das rasche Justiz übte. Zu weiterer Erleichterung der Geschäfte bildete sich gar bald von selbst eine Börse. „Die Kaufleute," sagt Heydenreich in seiner Chronik, „haben in einem Gewölbe nahe am Markte ihre Zusammenkunft gehabt, welche man die Börse nennt, in und vor welcher sie sich mit einander zu unterreden und ihren Kaufhandel zu tractiren pflegen." Als der Besitzer des Gewölbes dies anders brauchte, verlegte man die Börse in den Hof des jetzigen Stieglitz'schen Hauses, aber auch da blieb sie nicht lange, weil auf dem Markte vor der Wage eine große Bude als Börse benutzt wurde, in welcher die Kaufleute nun einige Jahre ihre Zusammenkünfte hatten. Sie wurde 1670 eröffnet. „Auf beiden Seiten war der Bau mit doppeltem Dach versehen, worunter die Kaufleute sich wider die ungestüme Witterung sichern, Geschäfte abhandeln und Contracte machen konnten. In der Mitte war der Platz von oben frei und an beiden Seiten befanden sich große Gitterthüren, die man zu gewissen Zeiten öffnete und wieder verschloß." Nach zehn Jahren, am 30. Mai 1679, wurde der Grundstein zu der noch stehen-

den „Börse" auf dem Naschmarkte gelegt. Ganz vollendet ward sie erst 1683. Die riesigen Statuen, die oben auf den Ecken stehen, sind Minerva und Venus (an der Seite nach dem Salzgäßchen), Apollo und Merkur.

Auch eine Bank wollte man bereits 1698 errichten und die Statuten waren schon entworfen und von dem Churfürsten bestätigt worden. Aus denselben ersehen wir, daß der Bank gestattet war, sechs, acht, neun, auch mehr Procent Zinsen zu nehmen, weil sie selbst sechs Procent für eingelegtes Geld gab. Die Bancozettel sollten auf Pergament nach einem gewissen Formulare geschrieben sein u. s. w. Aber die Anstalt, die gewiß von großem Nutzen gewesen sein würde, kam nicht zu Stande und, heißt es in der „Pragmatischen Handlungsgeschichte der Stadt Leipzig" von 1772, „weil die Hoffnung fehlgeschlagen, haben sich einige begüterte Häuser, die bei Auswärtigen in gutem Ansehn gestanden, auf den Geldwechsel gelegt und einigermaßen die Bank zu ersetzen gesucht. Anfangs ist der Wechselhandel nur eine Privatsache gewesen, die sich nach gewissen allgemeinen in den Handelsstädten gebräuchlichen Gesetzen gerichtet hat, durch die Leipziger Wechselordnung aber ist sie in eine solche Verfassung gesetzt worden, daß dadurch der Handel den höchsten Gipfel erreicht. Das Wechseln ist zunächst zu einem privilegirten Stücke der Handlung gemacht worden, und das erste Rescript ist von dem Herzoge Johann Georg I. am 25. Juli 1621 erlassen. Man nennt dieses Rescript gewöhnlich das Marktrescript und sein Hauptinhalt ist die Bestimmung, daß unter den Kauf- und Handelsleuten bei erweislichen Schulden der Schuldner, ohne Verstattung einer bürgerlichen oder sächsischen Frist auf Ansuchen des Gläubigers baare Zahlung leisten oder sofort in Gewahrsam genommen werden soll.

Ehe wir zu dem eigentlichen Handelsverkehr übergehen, ist aus der Geschichte der Messen noch Einiges anzuführen. Sie sind durch Kriege, Aufstände, Krankheiten und theure Zeiten oft-

mals theils ganz verscheucht, theils sehr gestört worden. Großen Abbruch thaten ihnen die im vorigen Kapitel erwähnten calvinistischen Streitigkeiten und, wie leicht erklärlich, der verderbliche dreißigjährige Krieg, obgleich selbst Tilly bei Eroberung Leipzigs bewilligte, „daß den Commerciis ihr ungesperrter Lauf zu lassen und sie auch mit keinen neuen Exactionen zu beschweren sein sollten," und später Torstensohn, von schwedischer Seite, versicherte, es solle Niemand, er sei aus Feindes oder Freundes Land, gehindert und dem Handel der Stadt der altgewohnte Verlauf gestattet werden. Ein neues Unglück brachte die furchtbare Pest, die 1680 von Böhmen her sich verbreitete, denn während der Dauer derselben konnten die Messen nicht abgehalten werden und selbst als sie nicht mehr zu fürchten war, brauchte man die ängstlichsten Absperrungsmaßregeln, genau wie hundertfunfzig Jahre später bei der Annäherung der Cholera. Kaum hatte der Verkehr sich wieder zu heben begonnen, so trat 1689 der Krieg Frankreichs mit dem deutschen Reiche ein und in Regensburg beschloß man nicht nur die Einführung aller französischen Waaren zu verbieten, sondern dieselben überall, wo man sie finde, zu confisciren und die Eigenthümer „am Leibe zu strafen", wie es im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts mit den englischen Waaren geschah. Im Jahre 1693 gab es eigentlich keine Neujahrsmesse wegen der Theuerung im Jahre vorher und auch weil die Kaufmannswaaren nicht zu rechter Zeit eintrafen, da wegen der schlechten Witterung und des schrecklichen Zustandes der Straßen die Fuhrleute nicht fortkommen konnten. Neue Störung erlitt die Messe 1706 „durch den Einbruch der königlich schwedischen Waffen," wie sich ein Rathspatent ausdrückt, welches die Meßwechsel bis zu Ende Octobers prorogirte.

Die schlimmsten Zeiten begannen mit dem siebenjährigen Kriege und als erst Friedrich der Große, dann Oesterreich ihre Grenzen den Waaren aus Sachsen sperrten und dieses darauf Repressalien brauchte. Die Stadt hatte an Truppenverpflegungs-

geldern und Contributionen gegen acht Millionen aufzubringen und die Messen kamen so in Verfall, daß Gotzkowski, den wir im vorigen Kapitel erwähnten, in seiner Biographie erzählt, er habe in der Michaelismesse von 1756 von seinen Seidenwaaren nur für 200 Thaler verkauft, während er sonst in einer Messe einen Absatz von gegen 40,000 Thlrn. gehabt. Dazu kamen die Münzverschlechterung durch die jüdischen Münzpachter und die beginnenden Experimente mit allerlei Abgaben. Die Zeiten wurden in Leipzig so schlecht, daß 1766 der Handel anfing, sich nach Gera, Weimar, Hof und Arnstadt zu wenden. Erst als man die drückenden Abgaben beseitigte und Zollfreiheit einführte, hoben sich die Messen wieder.

Lange machten Leipzig die Messen in Frankfurt an der Oder viele Noth, während die falschen Maßregeln, die man dort ergriff, unserer Stadt wiederum zum Vortheile ausschlugen. Leipzig wurde von Juden aus Polen, Rußland u. s. w. im Anfange fast gar nicht besucht, da sie ihre Einkäufe in Frankfurt machten, weil sie für die nach Polen gehenden Waaren die preußische Durchgangsabgabe nicht zu zahlen hatten. Dies hielten aber die preußischen Fabrikanten für nachtheilig und jene Abgabenfreiheit wurde nicht nur aufgehoben, man belegte auch die aus Polen kommenden Producte mit einer Abgabe von dreißig Procent an Werth. Sofort mieden die Polen und Russen Frankfurt und kamen nach Leipzig, das sie zuvorkommend aufnahm. Zwar wurde jene drückende Einfuhrabgabe nach Friedrichs des Großen Tode aufgehoben und Frankfurt hob sich wieder, aber da kam man in Preußen auf den Gedanken, dort die fremden baumwollenen, halbseidenen und seidenen Waaren zu verbieten. Die Einkäufer aus Warschau, Brody, Jassy u. s. w. fanden also in Frankfurt nicht mehr was sie brauchten und sie wendeten sich von nun an fast ausschließlich nach Leipzig, wo sie nicht nur die größte Auswahl in den Waaren, sondern auch ziemlich leicht Credit fanden.

Die französischen Kriege lasteten schwer auch auf Leipzigs Messen. Anfangs kamen zwar viele Engländer mit Waarenlagern nach Leipzig, weil dies den Verkehr bis in die Türkei und nach Persien vermittelte; als aber Napoleon das Continentalsystem aufstellte, erfuhr Leipzig mit seinen Messen einen lange nachwirkenden empfindlichen Schlag. Mit sieben Millionen Francs kaufte die Stadt am 7. April 1807 die in Beschlag genommenen englischen Waaren vom General Villemangy los, und 1810 erschien wiederum ein Commissar, welcher nach englischen Waaren suchte, um die vorgefundenen zu verbrennen. Der Schade konnte durch den um etwas gesteigerten Absatz nach Rußland nicht ausgeglichen werden. Die Messen kränkelten fort und fort, zumal 1818 das von Preußen eingeführte Grenzzollsystem mit hohen Durchgangsabgaben bis nahe an Leipzig heranrückte und ihm die Hauptadern unterband, auch Rußland seine Einfuhrzölle bedeutend steigerte, und die Abgaben in Sachsen selbst erhöht wurden. Leipzig mußte erwarten, seine Handelsblüthe ganz geknickt zu sehen, als 1834 die Schlagbäume endlich fielen, Sachsen dem deutschen Zollvereine beitrat und Leipzig einen Aufschwung nahm, wie nie zuvor. Nach funfzehn Jahren war der Umsatz in den Messen auf mehr als das Doppelte gestiegen und wenn auch seit 1834 Cholera, Revolutionen, Theuerung und Kriegsbesorgnisse Schuld trugen, daß einige Messen nicht von großer Bedeutung waren, wenn auch Kurzsichtige dann prophezeiten, die Zeit der Messen und damit die Zeit der Blüthe Leipzigs sei vorüber, läßt sich doch mit weit größerer Wahrscheinlichkeit weissagen, daß unter der Segensherrschaft des Friedens bei Fernhaltung aller den Handel stets lähmenden Beschränkungen die Messen und mit ihnen der Handel Leipzigs noch weit großartiger sich gestalten werden.

Schon vierzehn Tage vor dem Beginn einer Messe, namentlich der Oster- und Michaelismesse, bemerkt man die Vorbereitungen.

Auf den Eisenbahnen treffen lange Güterzüge ein, die sich mehren, je näher der Beginn der Messe heranrückt. Die Bahnhöfe gewähren oft keinen Platz zur Aufnahme und die Güterwagen stehen nicht selten bis weit hinaus auf den Bahnen. Die sogenannten Rollwagen sind in großer Anzahl beschäftigt, die Waaren von den Bahnhöfen her in der Stadt an Ort und Stelle zu schaffen; der weite Waageplatz, der Hafen Leipzigs, ist gefüllt mit Frachtwagen, Ballen und Kisten und das kräftige Volk der Auf- und Abläder — die in Compagnien eingetheilt sind — ist thätig Tag und Nacht; die Straßen füllen sich mit fremden Gestalten und die Passage wird allmälig an manchen Stellen lebensgefährlich. Acht Tage vor dem Meßbeginn entsteht in der Stadt selbst eine zweite Stadt: die Buden werden aufgebaut, verengen die an sich nicht breiten Straßen, bedecken den Markt und alle freien Plätze bis hinaus in die Vorstädte. Ein großer Theil der Leipziger in der innern Stadt und zwar in der „Meßlage" wandert aus, ohne indeß die Stadt zu verlassen. Sie räumen ihre Zimmer und Schlafgemächer den erwarteten Fremden und deren Waaren und quartieren sich selbst in der Küche, in Kämmerchen und Bodenkammern ein. Gar viele verlassen auch ihre Verkaufslokale, denn sie haben sie nur außer den Messen inne und weichen den Fremden. In den allermeisten Straßen der innern Stadt giebt es keine einzige Parterrewohnung; alle Erdgeschosse sind zu Gewölben oder doch zu Restaurationen verwendet; ja die Parterres reichen nicht mehr aus, die Verkaufslocale nehmen selbst viele erste Etagen ein, in manchen Häusern sogar noch die zweite. Jeder Fuß breit Raum wird benutzt; die Hausfluren werden vermiethet; Spelunken in dunkeln Höfen finden ihre Abnehmer. Geräumige Locale in guter Lage werden bis zu 2000 Thlrn., nur allein für die Messen, vermiethet, ja das Vermiethen der Gewölbe selbst ist zu einer Meßspeculation geworden, da sie von betriebsamen Leuten ge- und dann zu höhern Preisen an andere wieder vermiethet werden.

Die Fremden, die Käufer und Verkäufer, finden sich nun täglich zahlreicher ein: man kann nicht zehn Schritte gehen, ohne zwei orientalische oder berlinische Gesichter zu sehen; die großen Gasthäuser füllen sich zum Ueberströmen; das Tageblatt mit seinen „Ankündigungen" schwillt zu drei, vier, fünf Bogen des Tages an. Ganz Leipzig ist zu einem großen Caravanserai geworden.

Die Geschäfte beginnen. Die Ritterstraße riecht nach Leder, von dem vielleicht 50,000 Centner vorräthig sind und das in einer Zeit von zwei, drei Tagen geräumt wird. Die Modenwaaren- und die Seidenhandlungen werden besucht, um zu sehen, was die Mode Neues geschaffen hat. Die Tuchlager füllen sich mit 100 bis 120,000 Stück und die Käufer aus Deutschland, der Schweiz, Italien, Amerika beginnen zu handeln. Binnen acht Tagen sind die Hauptgeschäfte gemacht, sind Waaren für viele Millionen Thaler abgesetzt, obgleich nun dem Kalender nach die eigentliche Messe erst beginnt. Die Häuser bedecken sich mit Firmas bis zum zweiten Stock in deutschen, französischen, griechischen und hebräischen Aufschriften; im Tageblatt erscheinen die marktschreierischesten Anpreisungen; die Berliner Kleiderhändler hängen ganze Ladungen ihrer Waaren vor die Fenster, vor die Laden und an die Firmas; andere stellen Unterhosen und Corsets aus; an manchen Häusern glänzen lockend außen die kostbarsten Teppiche oder winken verführerische Shawls; die Lager der Goldarbeiter und Uhrenhändler strotzen von Reichthum; hier liegen Haufen von Blechlöffeln, dort Berge von Flanell; mitten auf der Straße legt ein Mädchen ihren kleinen Vorrath von Zwirn und Pfennigband hin; daneben hängen und stehen in einem großen Locale Regimenter der prächtigsten Candelaber und Kronleuchter; dort breiten sich wahre Firmamente von blitzenden geschliffenen Glaswaaren aus und daneben stehen Fässer mit Zündschwamm oder Schwefelfaden. Im Brühl ist die Heimath der Bricken und geräucherten Aale, der Schweineborsten und Roßhaare, der Bettfedern, der Hasenfelle und aller Pelzwaa-

ren, wie es die Börse, der Spaziergang und das Rendezvous der Juden, namentlich aus Polen ist. Nicht selten nehmen sie die Straße, vorzüglich in der Nähe des Zuchthauses, vollständig ein und, wer will, kann auf einem kleinen Raume wohl fünfhundert zählen, von denen oft fünf, sechs einen alten Rock besehen und eifrig um denselben handeln, während in der Nähe in kleinen Stübchen ein Handel betrieben wird, von dem man nichts sieht, der Handel mit Perlen und Juwelen, von welchen manche Messe schon für zwei Millionen Thaler umgesetzt wurden.

Meist erst in der Mitte der Messe oder auch noch später erscheinen die Einkäufer aus der Moldau und Walachei, die Griechen, Grusier, Armenier, die für die Leipziger Messen von außerordentlicher Wichtigkeit sind, da sie große Massen von Waaren kaufen.

Die Menge der jährlich von diesen Fremden in Leipzig erkauften Waaren kann auf 24,000 Centner angeschlagen werden. Sie bestehen in allen Gattungen von Fabrikaten, hauptsächlich zwar ausländischen Ursprungs, doch hat auch die vereinsländische Industrie einen großen Antheil daran. Seit mehreren Jahren haben freilich die sogenannten Perser (Einkäufer, die den Unterthanverhältnissen nach Russen, dem Wohnorte nach Tifliser, der Provinz und Sprache nach Grusier, der Religion nach Armenier sind) wegen der russischen Zollverhältnisse zum größten Theile unsere Messen nicht besuchen können, doch hofft man, daß in Folge des letzten Krieges und seiner Ergebnisse die Handelsverbindungen Leipzigs mit den Ländern des Schwarzen Meeres und weiter sich von neuem anknüpfen und zu großer Bedeutung entfalten werden.

Der Antheil, den Amerika an Leipzigs Messen nimmt, hat sich bis jetzt noch nicht so fixirt und geregelt, daß eine Durchschnittsschätzung möglich wäre. Laufen auch bisweilen von dort sehr bedeutende Aufträge ein und werden unter andern in manchen Messen große Quantitäten Tuche für Amerika gekauft, so bleiben

doch in andern Messen die Bestellungen und die Käufer von jenseit des Oceans ganz und gar aus.

Fragen wir nun, welche und wie viel Waaren zu einer Messe nach Leipzig kommen, so ist darauf eine Antwort schwer zu geben. Uns ist nur eine ganz sichere Angabe bekannt, die wir selbst, allerdings vor mehrern Jahren, aus der besten Quelle erhalten haben. Wir fügen deshalb diese Uebersicht der in einem Jahre am Platz vorhandenen vorzüglichsten Meßartikel mit der Versicherung bei, daß sie der Wahrheit sich damals soweit näherte, als sie (1838) mit der größten Sorgfalt überhaupt zu ermitteln war. Sie wird wenigstens einen festen Anhalt gewähren, auch wenn man weiß, daß die Menge der Waaren sich seitdem sehr bedeutend gesteigert hat.

Waaren.	Aus dem Auslande.	Aus dem Zollverein.	Zusammen.
Seidene und halbseidene	4075 Ctr.	3840 Ctr.	7915 Ctr.
Baumwollene . . .	36,415 —	55,630 —	92,045 —
Wollene	13,580 —	39,770 —	53,350 —
Leder aller Art . . .	435 —	40,425 —	40,860 —
Leinene Waaren . .	315 —	13,630 —	13,945 —
Eisen- und Stahlwaaren	1185 —	10,615 —	11,800 —
Kurze Waaren aller Art	2940 —	13,600 —	16,540 —
Glaswaaren . . .	2020 —	1930 —	3950 —
Instrumente . . .	140 —	705 —	845 —
Lederwaaren . . .	160 —	2420 —	2580 —
Steingut	110 —	?? —	110 —
Porzellan	220 —	2060 —	2280 —
Wachstaffet . . .	30 —	?? —	30 —
Seide, gefärbte . .	560 —	— —	560 —
Wollene und baumwollene Garne . . .	1550 —	7160 —	8710 —
Twist	14,300 —	— —	14,300 —
Rauchwaaren und Pelzwerk	5,735 —	2270 —	8,005 —
	83,770 Ctr.	194,055 Ctr.	277,325 Ctr.

Dazu treten allerdings noch Meßartikel in engerem Sinne: rohe Häute und Felle, Hasenfelle, Schweinsborsten, Roßhaare Bettfedern und Wachs, die jede Messe in einer sehr ansehnlichen Menge (zusammen an 30,000 Centner) erscheinen und Absatz finden.

Eine andere aus amtlichen Quellen geschöpfte Angabe über die im Jahre 1852 nach Leipzig gebrachten Waaren nennt zusammen 590,199 Centner, darunter 295,350 Ctr. aus dem Auslande eingegangener und 344,849 Centner vereinsländischen Ursprungs. Von den letztern kamen

zur Neujahrsmesse	66,129	Centner
zur Ostermesse	132,786	—
zur Michaelismesse	145,984	—

Aus dem Auslande kommen folgende Waaren und zwar aus

England: Baumwollene Waaren aller Art (Callicos, Musline, Jaconets, rohe Printers, Shirtings, Bobinnets, Pickés, Sateens, Hosenzeug aller Art, Velveteen ꝛc.); wollene Waaren (Merinos, Thibets, Lastings, Camlots, Circassiennes, Cassinets, Plaids, Tücher, Valencias, Flanelle, Teppiche u. s. w.); leinene Waaren (Leinwand, Hosendrells ꝛc.); kurze Waaren aller Art in Eisen, Messing, Kupfer, Leder, Holz und Horn; plattirte Waaren; Eisen- und Stahlwaaren, namentlich Schneidewerkzeuge; Seidenwaaren (Foulards ꝛc.); Glaswaaren; amerikanische Rauchwaaren; Instrumente (optische); Steingut; Twist, wollene und baumwollene Garne.

Frankreich: Baumwollene Waaren (Musline, Jaconas, Callicos ꝛc.); seidene und halbseidene Waaren aller Art (Kleider, Westenstoffe, Tücher, Shawls, Bänder, Krepp, Gaze, Handschuhe, Strümpfe); wollene Waaren (Merinos, Thibets, Wollenmuslin, Shawls und Tücher ꝛc.); kurze Waaren aller Art (Bijouterien und Quincaillerien, plattirte Waaren, Uhren, künstliche Blumen, Cartonnagen ꝛc.); Parfümerien, ätherische Oele; Porzellan, Glacé-

handschuhe; gepreßte Glaswaaren; Wachstaffet; Delicatessen; optische Instrumente, Waffen, Hüte ꝛc.

Holland und Belgien: Wollene Waare (Tuch, Casimir); Leder; Kameelgarn; Spitzen ꝛc.

Schweiz: Baumwollene Waaren (Musline, Callicos, Tücher ꝛc.); seidene Waaren (Zeuge und Bänder); Uhren, Uhrmacherwerkzeuge und Uhrenbestandtheile; Strohgeflechte.

Italien: Seide (gefärbte); seidene Waaren (Sammete); Strohhüte; Glasperlen; Korallen.

Oesterreich: Wollene Waaren (Tücher, Shawls, Strümpfe); baumwollene, seidene und halbseidene Waaren; kurze Waaren (in Holz, Holzbronze, Pappe, Stahl, Horn, Perlmutter); Glaswaaren: böhmische Glassteine; Bettfedern; Sensen; Wolle ꝛc.

Dänemark: Schaffelle; wollene Strumpfwaaren.

Rußland und Polen: Rauchwaaren und Pelzwerk (Bären-, Marder-, Fuchs-, Eichhörnchen-, Baranken-, Ukränen-, Hasen- und Kaninchenfelle); Roßhaare; Schweinsborsten; Hanf; Wachs; Juchten.

Orient: Rosenöl; Edelsteine; bagdader wollene Tücher; Kameelwolle; halbgare Ziegenfelle ꝛc.

In früheren Zeiten, als in den Messen vorzugsweise Tauschhandel betrieben wurde, spielten daselbst die Colonialwaaren, namentlich Kaffee, dann Pfeffer, Zucker, aber auch Heringe, eine große Rolle, wie denn auch die Bergbauproducte aus dem Harz, aus Freiberg ꝛc. zur Messe gebracht wurden. Diese Art Handel ist jetzt von den Messen ganz verschwunden, wie überhaupt Leipzigs Handel mit Colonialwaaren nach Einführung des preußischen Zollsystems gegen früher sehr gesunken ist, namentlich zum Vortheile Magdeburgs und Hamburgs. Erst in den letzten Jahren hat er einen neuen Aufschwung genommen und man kann rechnen, daß in Leipzig gegenwärtig jährlich etwa 25,000 Centner Kaffee und 50,000 Centner Zucker umgesetzt werden.

Von außerordentlicher Bedeutung ist dagegen Leipzig als Pelz- und Rauchwaarenmarkt; denn hier treffen diese Waaren aus Rußland und Amerika zusammen, um sich dann über Europa, Asien, und Amerika zu verbreiten. Der ganze große Handel in Rauch- und Pelzwaaren ruht in wenigen Händen in Leipzig, London, Hamburg, New-York und Petersburg.

Zu großer Erleichterung und Förderung des Handels in und außer den Messen zu Leipzig dienen die sogenannte Meßcontirung und die laufenden Conti, Erleichterungen der sonst im Zollvereine bestehenden Zollbestimmungen.

Während der Dauer einer Messe wird, unter gewissen Bedingungen und Bürgschaften, dem, welcher einen gewissen Betrag außervereinsländischer Waare bringt, ein Conto bei dem Steueramt eröffnet und der Betrag der Steuer auf seine Waaren ihm creditirt, während ihm gestattet ist, dieselben zu seiner Verfügung in sein Verkaufslocal zu nehmen. Am Schluß der Messe rechnet dann das Steueramt mit ihm ab und er zahlt die Steuer nur von dem, was er in der Messe nach dem Zollvereine verkauft, nicht von dem, was er erweislich nach dem Auslande absetzte, in das Ausland wieder mit zurücknimmt, unter Verschluß in Leipzig zurückläßt oder unter Controle nach einem andern Vereinsmeßplatze sendet.

Eine ganz ähnliche Bewandtniß hat es mit den Leipziger Großhändlern bewilligten laufenden Conti, die nur eine Fortsetzung der Meßcontirung sind. Es werden nämlich Handlungen, die sich mit dem Vertriebe ausländischer Waare befassen, jährlich eine gewisse Quantität davon absetzen und Bürgschaft leisten, die an sie gelangenden fremden Waaren auf Credit verabfolgt und sie erhalten dafür ein Conto bei dem Steueramte. Nach Ablauf jedes Halbjahres wird revidirt und Abrechnung gehalten und die Handlung bezahlt nur den Zoll von den Waaren, die sie im Verlauf des Halbjahres in dem Zollvereine verkauft hat, nicht den von jenen

Waaren, die sie erweislich nach dem Auslande absetzte, die sie auf andern Meß- und Packhofplätzen im Zollvereine unversteuert verkaufte (weil der dortige Empfänger die Steuer zahlt), auch nicht für die, welche bei der Revision noch unverkauft auf dem Lager sich befinden. — In dieser Weise ist es Leipzig möglich gemacht, eigentlich fortwährend Messe zu haben. Im Jahre 1840 gingen an Leipziger Handlungen, die solche laufende Conti hatten, ein:

baumwollene Waaren	24,102	Centner
wollene Waaren .	13,664	—
seidene Waaren .	2653	—

Von den erstern mußten, nach der obigen Weise, versteuert werden 2964 Ctr., von den zweiten 5202, von den letzten 510 Ctr. Eine Verminderung dieser Geschäfte giebt eine Angabe vom Jahre 1852, in welchem auf fortlaufende Conti Leipziger Häuser im Ganzen nur 24,647 Ctr. Fabrik- und Manufacturwaaren aus dem Auslande gekommen sein sollen.

Die Zahl der Fremden, die zu den Messen strömen, ist noch viel weniger mit Bestimmtheit anzugeben, als die Menge der Waaren. Bei der Polizei wurden schon manchmal 16,000 Fremde angemeldet; da man aber meist nur diejenigen anmeldet, welche längere Zeit in der Stadt verweilen, also vorzugsweise die Verkäufer, die Eisenbahnzüge aber mehrmals jeden Tag Schaaren von Zuströmenden in der Stadt ausschütten, ungerechnet die, welche mit Post, in Omnibussen, Botenwagen, mit eigenem Geschirr und zu Fuß nach der Meßstadt wandern, einen Tag oder zwei Tage das Gedränge in den Straßen verstärken helfen, so wird man nicht fehl rathen, wenn man annimmt, daß an manchen Tagen die Bevölkerung der Stadt sich verdoppelt, also 50 bis 70,000 Fremde gleichzeitig anwesend sind.

Diese wollen aber nicht blos kaufen und verkaufen, sondern sich auch amüsiren. Deshalb finden sich denn einige hundert Harfenmädchen und Harfenmütter ein, alte und junge, häßliche und

hübsche, die in allen Restaurationen spielen und singen; es kommen Musikanten, die leidlich oder ohrenzerreißend in allen Straßen und Höfen die neuesten Polkas und dergleichen abspielen; es erscheinen mitleidige „Mädchen aus der Fremde“ von Berlin und Wien, und auf dem weiten Roßplatze wächst eine zweite Breterstadt für Sehen und Genießen auf, „unter den Buden“ genannt. Da finden sich Seiltänzer und Menagerien (Gellert hat in seiner Fabel das erste Rhinoceros verewigt, das auf der Messe erschien), Kunstreiter und Affentheater, Taschenspieler und Seehunde, Stechbolzenstände und behaarte Mädchen, kluge Hunde und weiße Mäuse, Panoramas, anatomische Cabinete und starke Weiber, Kasperletheater und singende alte Blinde, Leierkasten und Fleckkugelhändler, Caroussels, Waffelkuchen-, Punsch-, Landwein-, Bier- und Wurstbuden. Ueberall wird da musicirt, d. h. Lärm gemacht, namentlich mit Trompeten und großen Trommeln; überall schreien besonders bezahlte Anrufer: „immer herein! immer herein!“ überall Staub und Schmuz; überall Fuselgeruch; überall Gedränge, überall

„Weitmäulige Laffen
Feilschen und gaffen,
Gaffen und kaufen.
Bestienhaufen!
Kinder und Fratzen,
Affen und Katzen!
Möcht' all das Zeug nicht,
Wenn ich's geschenkt kriegt'!“

Abends füllen sich die Weinhandlungen, die Keller (Auerbachs und wie sie sonst heißen), die Conditoreien (Felsche), die Hôtels (Hôtel de Pologne, de Bavière, de Prusse) die zahllosen Bierhäuser und überall wird wieder musicirt. Die Tanzlocale locken und kündigen Meßbälle, italienische, orientalische, chinesische Nächte an. Die Champagnerpfropfen knallen, die Taschendiebe halten ihre Ernte, gar mancher Thaler, gar manche Börse, gar manches Herz,

gar manche Gesundheit geht verloren. Aber es ist ja Messe und „einmal muß man doch sehen, wie es zugeht."

Wie die Fluth der zuströmenden Waaren und Fremden bis zu einer gewissen Höhe steigt, so ebbet sie von da an allmälig ab, bis der „Zahltag" (der Donnerstag der letzten Meßwoche) kommt. Es wird stille in den Straßen und leer. Fast nur die Buden noch zeugen dafür, daß Messe ist; in der Nacht vom Sonnabend verschwinden endlich auch diese, am Sonntag früh herrscht eine wohlthuende Ruhe wie nach einem wüsten Traum. In der Stadt wird nun gefegt und gescheuert; die verdrängten Leipziger kommen aus Küche und Kammer hervor, nehmen ihre Zimmer und Gewölbe wieder ein, die Stadt hat ihr Alltagsaussehen erhalten und treibt ruhig ihre eigenen Geschäfte. Zeugniß für den Umfang derselben giebt die Post zu Leipzig, bei welcher nahe an zwei Millionen Briefe und gegen vierzig Millionen Thaler Geld eingehen; der ansehnliche Betrag der Wechselstempelsteuer, der Umsatz der Leipziger Bank, der Weimarischen Bankagentur und der zweiundzwanzig zum Theil weltbekannten Bankierhäuser.

Man darf Leipzig aber trotzdem nicht blos eine Handelsstadt nennen; denn auch einige ihrer Fabriken sind von großer Bedeutung, wie die Kammgarnspinnerei, die Tabak- und Cigarrenfabrikation, der Bau von Pianofortes, die Wachstuchfabrikation, die einen Weltruf besitzt, die Parfümeriefabrikation, die ihre vorzüglichen Erzeugnisse selbst nach Indien und nach Australien vertreibt, ja die das Unerhörte bewirkt hat, daß sie in Spanien und Portugal die so hoch gerühmten französischen Parfümerien verdrängte und daß Spanien und Portugal Parfümerien mit *deutschen Etiketten verlangen.*

Leipzig ist aber vor allem der *Hauptsitz des deutschen Buchhandels* und es wird da jährlich auch einmal (zu Ostern) *Buchhändlermesse* gehalten. Davon haben wir also noch zu sprechen.

Die Büchermessen sind nicht angeordnet und eingesetzt worden; sie entwickelten sich ganz von selbst aus dem Zustande des Buchhandels in alter Zeit. Daß sie sich nach Leipzig zogen, lag wohl einigermaßen an dem Druck, den der Buchhandel in Frankfurt, seinem ersten Hauptsitze in Deutschland erfuhr, sowie an der größeren Freiheit, die man ihm in Sachsen gestattete, der Hauptgrund aber war die Bedeutung der Leipziger Messen und der große Zusammenfluß von Menschen daselbst. Denn in früherer Zeit brachten die Buchführer ihre neuen Verlagswerke ebenso als Meßwaaren zum Verkauf, wie andere Fabrikanten ihre Fabrikate. Die fremden Buchhändler hatten gleich andern Verkäufern offene Laden, in denen ihre Bücher aufgestapelt standen, in denen sie von Kauflustigen besucht wurden, die davon nach Ansicht je nach Bedarf mehr oder weniger kauften und die neuen Bücher als Meßwaare, wie andere Einkäufer andere Dinge nach Hause brachten. Die ältesten der jetzigen Buchhändler erinnern sich vielleicht noch an diese Art des Meßverkehrs, denn ein Rest davon hat sich bis in den Anfang des jetzigen Jahrhunderts erhalten und eine Spur davon ist noch die Ausstellung besonders kostbarer und neuer Werke, die in den Ostermessen in der Buchhändlerbörse stattfindet. Da indeß die in der Messe persönlich eingekauften Bücher oftmals nicht das ganze Jahr über ausreichten, auch andere von frühern Messen und noch ältere gesucht wurden, so mußten dieselben verschrieben werden. Zur Erleichterung dieses Verkehrs, der bei den damaligen schwerfälligen und langsamen Postverbindungen von besonderer Wichtigkeit war, ließen die Hauptverleger Commissionslager ihrer Bücher in Leipzig und so bildete sich hier früh schon das Commissionsgeschäft aus, das ganz naturgemäß Leipzig zum Haupt- und Stapelplatze des Bücherhandels Deutschlands machte.

Jetzt kommen die Buchhändler zur Ostermesse nur um mit einander abzurechnen und, da sehr viele auch dies durch ihre Com-

missionaire besorgen lassen, um die Collegen zu sehen und einige Tage sich aus der Geschäftsarbeit zu Hause loszureißen.

Wie groß die Geldsummen sind, welche bei der Osterabrechnung in der Buchhändlerbörse gezahlt werden, läßt sich durchaus nicht genau bestimmen, da es an jeder Controle fehlt. Schon vor zwanzig Jahren hat man sie zu sechs Millionen Thaler geschätzt.

Wie alt übrigens der Buchhandel und die Buchdruckerei in Leipzig ist, geht daraus hervor, daß nach begründeten Nachrichten schon 1500 der Handel mit Büchern hier „ansehnlich" war und aus jener Zeit bereits vierzehn Firmen bekannt sind. Auch gebührt der sächsischen Regierung das Verdienst, die Bedeutung des Buchhandels sehr bald richtig erkannt und viel für denselben gethan zu haben. Schon Churfürst Georg erklärte die Bücher für abgabefrei und bereits in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wurde der Nachdruck, sowie der Verkauf nachgedruckter Bücher verboten. Von Interesse ist ferner, daß in dem Münzmandat vom 31. Juli 1631 eine Taxordnung bei dem Verkaufe der Bücher vorgeschrieben wurde, damit das Publicum von den Verlegern nicht übertheuert werde. Auch erschien 1687 ein churfürstlicher Befehl, der die Rechte der eigentlichen Buchhändler gegen die „Buchbinder, Auctionaire, Hausirer und Disputationskrämer" wahrte, welche sich unterstanden hatten, große rohe Werke zu verkaufen und nun nur Bücher bis zu zwölf Bogen vertreiben durften.

Daß man auch Maßregeln gegen mögliche Preßvergehen nahm, versteht sich von selbst. Churfürst Moritz untersagte 1549, aufregende Schriften, sonderlich in Religionssachen, zu dulden und ordnete an, daß Bücher ohne Namen der Verfasser oder Verleger confiscirt würden. Am 14. Sept. 1562 wurde befohlen, kein Buch ohne Censur der Universität zu drucken und kein ohne Censur gedrucktes einzulassen. Die Maßregel scheint aber wenig befolgt worden zu sein, denn 1571 mußte jeder Buchdrucker schwören, kein

Buch ohne Censur, sowie ohne Namen des Verfassers zu drucken. Wenn er gegen den Eid handelte, sollte ibm die Druckerei geschlossen werden. Auch dies half nur kurze Zeit: die Buchhändler, denen man Privilegien gegen Nachdruck unter der Bedingung ertheilte, daß sie eine gewisse Anzahl von Exemplaren ablieferten, nahmen die Privilegien und lieferten die Exemplare nicht, die Buchdrucker druckten anonyme und uncensirte Schriften. Da wurde gedroht, man werde den saumseligen Buchhändlern die Privilegien entziehen, und andererseits erhielten die Censoren die Weisung darauf zu sehen, „daß nichts wider die heilige Schrift und das augsburgische Glaubensbekenntniß, nichts wider des Churhauses Rechte und Interesse, nichts wider gute Zucht und Sitten, es möchte nun historisch oder dogmatisch abgehandelt sein, in den Schriften enthalten sei;" es wurde ihnen geboten, alles genau zu prüfen, die Schrift ganz durchzulesen und bei dem Anfang und dem Ende mit ihrer Namen Unterschrift zu bezeichnen, wenn sie sich nicht deshalb Verantwortung und ernstliche Bestrafung zuziehen wollten."

So streng dies klingt, wurde die Censur im Ganzen doch mild geübt, der Zügel von Seiten der Regierung je nach den Verhältnissen bald straffer angezogen, bald locker gelassen, bis er endlich 1848 bekanntlich ganz fiel. Die Censur hat sich, so lange sie bestanden, stets unwirksam bewiesen, die Schand- und Schamschriften nie verhindert, wohl aber manches gute Buch verstümmelt.

In Leipzig zählen wir jetzt 160 Buchhandlungen, davon 80 die sich mit Commissionen beschäftigen, und 36 Buchdruckereien, die in der Regel etwa 100 Pressen und 60 Schnellpressen im Gange haben und zusammen gegen 700 Setzer und Drucker beschäftigen. Vor zwanzig Jahren gab man als etwas Außerordentliches an, daß in Leipzig jährlich funfzig Millionen Bogen Papier bedruckt würden. Es wird diese Summe jetzt mehr als verdreifacht sein. Verbraucht doch nur die „Leipziger Zeitung" jährlich sechsundeinhalb, die „Gartenlaube" fünfundeinhalb und das „Tage-

blatt" drei Millionen Bogen; ja verschlangen allein die fünf neuen Bände von Macaulays „History of England" die in etwa drei Wochen gedruckt wurden, eine Million siebzigtausend Bogen Papier!

Kein Wunder, daß bei diesem ungeheuern Papierverbrauch in nur einer Stadt von mancher Seite laut darüber geklagt wird, es gäbe zu viele Buchhandlungen und es würden zu viele Bücher, meist schlechte, gedruckt. Aber die Klagenden mögen sich immerhin beruhigen. Es ist zu allen Zeiten so gewesen. In der Berliner Monatsschrift vom Jahre 1784 ist der Brief eines Buchhändlers von der Leipziger Messe abgedruckt, in dem es heißt: „Wo will das hinaus? Mit Schrecken sehen wir die fürchterlichen Ballen bedruckten Papiers ankommen; wir wissen ja wohl, daß der größte Theil davon Maculatur ist und doch müssen wir nehmen, auch ich werde eine schöne Brast davon nach Hause bringen! Aber entstehen nach einem verschwundenen Buchhändler nicht immer drei neue? Da die Polizeien auf die große Anhäufung von Schenken und Pastetenbäcker und Spielhäuser ein Auge haben, warum wird der Seelenluxus nicht mehr eingeschränkt?" Ist es nicht als hörte man heute einen Sortimenter klagen? Aber — Tieck hat einmal gesagt, „man muß doch auch die Nothwendigkeit der schlechten Literatur anerkennen. Sie wird gelesen, im Augenblick gesucht und „geht" in buchhändlerischem Sinne; sie macht daher dem Verleger Muth zu Unternehmungen. Ein gutes Buch findet selten einen Verleger, aber ein schlechtes gewiß, denn dort ist Risico, hier nicht. Entschließt sich der Buchhändler ein gutes Buch zu verlegen, so muß die schlechte Literatur den Ausfall decken. So wird sie zu einer trefflichen Düngmasse für die gute, die ohne sie am Ende gar nicht zum Vorschein kommen könnte." (Ludwig Tieck, s. Rud. Köpke. II. Bd.)

Und so möge Buchhandel und Buchdruckerei in Leipzig, wie bisher immer, fort und fort wachsen und sich ausbreiten!

Fünftes Kapitel.

Wissenschaft und Kunst in Leipzig.

Die Universität.

Die Universität, welche jetzt, der Zahl der Studirenden nach, die fünfte Stelle in Deutschland einnimmt, gehört bekanntlich zu den ältesten und hat sich, wenn nicht nach der Menge der Studenten, doch nach dem Ernst, Eifer und Erfolg, mit dem besonders einige Zweige der Gelehrsamkeit hier gepflegt wurden und werden, zu allen Zeiten auf der ersten Stelle erhalten. Ihren höchsten Ruhm hat sie von jeher in der Pflege der classischen Studien, der Theologie und Jurisprudenz gesucht und gefunden, während Medicin, Geschichte, Naturwissenschaft ꝛc. bald mehr, bald weniger glänzend vertreten waren, im Ganzen, besonders dem Rufe im Auslande nach, der Philologie, Theologie und Jurisprudenz nachstanden. Immer aber hat es unter den Leipziger Professoren Namen vom weitesten Rufe gegeben, bald mehrere, bald wenigere zu gleicher Zeit, bald in dieser, bald in jener Facultät und wenn wir ihre Namen hier aufführen wollten, bis zur neuesten Zeit herunter, würden wir eine gar lange Liste aufstellen müssen. Die Studenten ihrerseits haben sich ebenfalls, wenn nicht zu jeder, doch seit langer Zeit, vortheilhaft vor denen anderer Universitäten ausgezeichnet. Es herrschte allerdings auch in Leipzig wie überall sonst der Pennalismus; die Neuangekommenen wurden von den älteren in gar arger Weise gehänselt, gepeinigt und wohl auch ausgeplündert, aber wir glauben von einer Schilderung der Studentensitten in jener Zeit absehen zu können. Der Curiosität wegen erwähnen wir nur einige der Namen, mit denen man sonst die alten und die neuen Studenten belegte. Die erstern hießen absoluti, weil sie von den Pennalverrichtungen, von der Schulsclaverei absolvirt waren; oder Schoristen, weil sie den jungen Studenten die Haare abschoren

und sie auch sonst in jeder Weise zu „scheeren" pflegten. Die Pennale oder neuen Studenten aber wurden genannt neovisti, Neulinge; Rapschnäbel oder Gelbschnäbel; Haushähne; Mutterkälber; Säuglinge; Bacchanten; unschuldige Kindlein; Spulwürmer; Unvollkommene; Hausunken; Raupen; später Füchse 2c. Auch hat es in Leipzig so wenig wie in andern Universitätsstädten an Studentenaufläufen gefehlt, die bisweilen ziemlich bedeutend waren, deren Schilderung aber nicht hierher gehört, im Allgemeinen jedoch zeichneten sich die Leipziger Studenten dadurch aus, daß sie sich weniger von den andern Ständen absonderten. Gehen wir nur etwa hundert Jahre zurück, so haben wir die Worte Goethe's: „In Jena und Halle war die Rohheit auf das höchste gestiegen, Fechtergewandtheit, die roheste Selbsthilfe dort an der Tagesordnung; der Student sah sich dort als ein eigenes zu aller Freiheit und Frechheit privilegirtes Wesen an. Dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant sein, sobald er mit den Bewohnern in einigem Bezug stehen wollte."

Diese Eigenthümlichkeit der Leipziger Studenten hat sich weiter und weiter ausgebildet, sodaß sie sich heutigen Tages von den andern jungen Männern in Leipzig äußerlich kaum, höchstens durch eine bunte Mütze, auszeichnen.

Eine Schrift vom Jahre 1798 (Ueber Leipzig, vorzüglich als Universität betrachtet) giebt eine Schilderung des Universitätslebens daselbst, die man jetzt mit Interesse lesen wird, um daran zu vergleichen, was jetzt noch ebenso und was anders geworden ist: „Wer auf andern Akademien gewesen ist, dem muß auffallen, wenn er mit dem in Leipzig herrschenden Leben bekannt wird. Hier sieht man nicht jenes vertrauliche Wesen, welches den Freuden des akademischen Lebens die wahre Würze giebt; nicht jene Ungezwungenheit und Offenheit des Charakters, welche sonst unter jungen Leuten gewöhnlich ist, aber auch nicht den ausdauernden Fleiß," setzt der Verfasser freilich hinzu. „Ein Theil der Studirenden hält sich blos

in Leipzig auf, um sich zu vergnügen; ein anderer vertändelt die kostbarsten Augenblicke mit vielen Geschäften, indeß noch ein anderer unter der Bürde der Armuth seufzet. Besonders angeführt zu werden verdient eine Classe von Studirenden, die in Leipzig eine originelle Rolle spielen, die sogenannten Schön-Geister. Unter diese sind vorzüglich ein Theil der Adeligen und einige Bürgerliche zu rechnen, welche jenen in Allem nachzuahmen suchen. Herrn Platners Hörsaal, die Zeichnen- und Malerakademie, Herrn Beygangs Museum, das Concert und das Theater sind so ziemlich allein die schweren Berufspflichten dieser galanten Herren, welche auf ihres Gleichen mit einer Miene herabsehen, die auf einer andern Akademie nicht geduldet werden würde.

„Auf keiner Akademie kann der Geschmack der Studenten so verzärtelt und verderbt sein als in Leipzig. Hier sieht man überall die Spuren einer kleinlichen Aengstlichkeit und Petitmaitres sind keine seltene Erscheinung. Gemeingeist unter den Studenten sucht man vergebens, was in der Rücksicht vortheilhaft wirkt, daß Verbindungen hier fast unbekannt sind.

„Nirgend spielt der Studirende leicht eine dürftigere Rolle als in Leipzig. Der Bürger, der meist von dem Kaufmannsstolze angesteckt ist, behandelt ihn ohne Achtung; der Kaufmann, aus dem der tonangebende Theil Leipzigs besteht, noch schlimmer. Da die Messen reichlich Gelegenheit zu leichtem Gewinn geben, so wird der Student nur als Nebenzweig des Verdienstes betrachtet und dies ihm ziemlich deutlich zu verstehen gegeben. Dies zeigt sich auch bei den Wohnungen. Leipzig, welches nichts weniger als bedeutenden Umfangs ist, kann die ungeheure Zahl von Fremden, welche aus allen Gegenden in der Messe sich da vereinigen, kaum beherbergen. Der Student muß daher auf einige Wochen seine Wohnung räumen und entweder an einem verlassenen Platze des Hauses campiren oder verreisen.

„Oeffentliche Gärten, öffentliche Concerte und das Theater gewähren den mannigfaltigsten Genuß, aber die kleine Rolle, welche der Student zu spielen genöthigt ist, versperrt ihm den Umgang mit angesehenen Personen. Der Zutritt zu der im Garten unter den Namen Place de repos vereinigten Gesellschaft ist blos den Adeligen und nur wenigen Bürgerlichen verstattet, die sich hoher Kaufmannsprotection rühmen können.

„An mehr als einem öffentlichen Orte werden Hazardspiele auf das Leidenschaftlichste getrieben, aber nicht nur am Spieltisch, sondern auch in den Armen leichtfertiger Frauen und Mädchen, die hier ziemlich zahlreich sind, droht Gefahr."

Wie in allen Ständen und Verhältnissen schwinden die Eigenthümlichkeiten auch des Universitätslebens mehr und mehr, die sonst der Stolz und der Reiz der studirenden Jugend waren wie der Gegenstand des Neides oder Verdrusses der Nichtstudirenden; der letzte ächte Renommist ist längst schon „Philister" geworden und nicht einmal lustige, kecke neue Studentenlieder erscheinen mehr, eben weil die Poesie aus dem Studentenleben verschwunden ist.

Wie viele Studeuten aber hat Leipzig gesehen, seit es die Universität besitzt? Die Verzeichnisse sind vollständig vorhanden. Professor Drobisch hat sich der Mühe unterzogen die Listen aus den ersten hundertvierzig Jahren zu summiren und auf diese Weise im Ganzen einundvierzigtausendundvierzig gefunden, was allerdings im Durchschnitt nur zweihundertdreiundneunzig für das Jahr giebt. Diese Durchschnittszahl hat sich seitdem gehoben, ist aber auch wieder gesunken. Im siebzehnten Jahrhundert kam die Universität sehr herunter, namentlich im dreißigjährigen Kriege und die Sitte oder vielmehr Unsitte sogar Knaben zu inscribiren — non jurati genannt, weil sie den akademischen Handschlag an Eidesstatt nicht leisten konnten — nahm so überhand, daß es mehr non jurati als jurati gab. Im Jahre 1543 wurde sogar ein fünfjähriger Knabe als Student inscribirt; 1556 gab es unter den dreihundertfünf-

undvierzig Studenten fünfundsechzig Knaben und die Vermuthung, daß das allbekannte Stichwort bei Duellen, „Dummer Junge“ sich davon herschreibe, scheint viel für sich zu haben. Jener Misbrauch wurde übrigens erst 1834 förmlich abgeschafft. Die Listen der Inscribirten im achtzehnten Jahrhundert sind auch nicht bedeutend; im neunzehnten wuchsen sie allmälig an, sodaß die Universität im Sommer 1831 die hohe Zahl von vierzehnhunderteinundachtzig Studenten zählte. Zehn Jahre darauf war sie indeß wieder auf neunhundertdrei gesunken und in dem jetzigen Wintersemester beträgt sie achthundertneun, sie ist also, trotz dem Steigen der Bevölkerung, noch immer im Sinken begriffen, wenn sie auch gewiß nicht unter ein gewisses Minimum herunter geht. Merkwürdig ist auch das Verhältniß der Ausländer (Nichtsachsen) zu den Inländern. Jetzt kommen auf hundert der letztern vierzig der erstern, während in dem ersten Zeitraume von hundertvierzig Jahren die Zahl der Ausländer die der Inländer übertraf, da auf hundert der letztern zweihundertzweiundzwanzig der erstern kamen. Ja es gab Jahre, in denen das Verhältniß auf hundert zu dreihunderteinunddreißig stieg. Die Gründe dafür liegen weit weniger in der Universität, als in den veränderten Staatseinrichtungen der deutschen Länder und des angrenzenden Auslandes.

Die Leipziger Universität gehört zu den durch Stiftungen und Vermächtnisse am reichsten dotirten, doch schreiben sich dieselben, wie ein besonders kräftiger Aufschwung der Hochschule überhaupt aus der Zeit nach Einführung der Reformation her. Der Churfürst Moritz nahm sich ihrer so kräftig an, daß er als ihr zweiter Stifter mit Recht angesehen wird. Er vermehrte die Zahl der Professoren nicht nur und verbesserte die Besoldungen derselben, er überließ das ehemalige Paulinerkloster der Universität, bewilligte jährlich „sechshundert Scheffel Korn zur Aufrichtung gemeiner Tische in der Communität“ oder zu dem sogenannten Convict, das heute noch besteht und Hunderten von ärmern Studenten theils ganz

unentgeltliches, theils sehr billiges Mittags- und Abendessen nebst einem Brotchen (in der Kunstsprache „Schinken" genannt) gewährt, und stiftete die Universitätsbibliothek. Außer diesen erwähnten Stiftungen für Professoren und Studenten besitzt die Universität noch sehr zahlreiche andere, meist von Privatpersonen herrührende, die zwar unter verschiedenen Verwaltungen stehen, aber hier zusammen genommen werden müssen und im Ganzen ein sehr bedeutendes Capital ausmachen, ohne dessen Zinsen es Vielen unmöglich sein würde, die Studien zu vollenden. Man hat in diesen zahlreichen Stipendien übrigens schon lange den Grund gesucht, daß gerade in Leipzig die Mehrzahl der Studirenden nicht wohlhabend sei, weil die Aermeren vorzugsweise sich hierher wendeten. Vor der Erbauung des jetzigen Universitätsgebäudes (Augusteum, zu Ehren des Königs Friedrich August so genannt) hatten in dem an dessen Stelle früher befindlichen alten Paulinum eine Anzahl Studenten sogar freie Wohnung.

Von den mit der Universität in Verbindung stehenden Instituten verdienen eine besondere Erwähnung die Bibliothek, deren Grundlage die allerdings nicht bedeutende (600 Bände) ehemalige Klosterbibliothek bildete, mit welcher die Bücher aus andern aufgehobenen Klöstern Sachsens vereinigt wurden. Die Sammlung ist seitdem durch bedeutende Schenkungen, namentlich ganzer Bibliotheken ehemaliger Professoren, und durch Ankäufe vermehrt worden und wird noch fortwährend vergrößert. Sie zählt bereits über 150,000 Bände und enthält einige kostbare Seltenheiten, auch mehrere werthvolle alte Manuscripte. Ferner die Sternwarte, für welche 1787 der Thurm der Pleißenburg eingerichtet und mit Instrumenten versehen wurde, die seitdem selbstverständlich den neuen Ansprüchen der Wissenschaft gemäß vermehrt und verbessert worden sind. (Es lohnt übrigens ein Besuch dieser Sternwarte auch insofern, daß man von ihr aus die Gegend um die Stadt und das

berühmte Schlachtfeld in einem weiten Kreise überblicken kann.) Sodann das klinische Institut, das mit dem städtischen Krankenhause verbunden ist und in den letzten Jahren vielfache Verbesserungen und Erweiterungen erfahren hat; das chemische Laboratorium, das sehr zweckmäßig eingerichtet ist und sich einen bedeutenden Ruf erworben hat; der botanische Garten, das physikalische Cabinet, die pharmakologische, die archäologische Sammlung 2c.; ferner das philologische Seminar, das den alten Ruf der sächsischen Pflege classischer Philologie aufrecht erhält; die Jablonowski'sche Gesellschaft (gestiftet 1768 von dem schon erwähnten polnischen Fürsten), welche von den Zinsen des ihr von dem Stifter zugewiesenen Capitals jährlich drei goldene Medaillen für die besten Schriften über Fragen aus Geschichte, Mathematik oder Staatsökonomie giebt, und seit wenigen Jahren erst die königlich sächsische Akademie der Wissenschaften, die bereits mit sehr werthvollen Abhandlungen in die Reihe ihrer ältern Schwestern eingetreten ist.

An andern, mit der Universität nicht verbundenen, wissenschaftlichen Anstalten, ist die Stadt nicht eben reich versehen, wenn wir die beiden alten Gymnasien und das dritte, das sich selbst das moderne nennt, die Handelsschule, einige andere derartige Institute und die ansehnliche städtische Bibliothek (im Gewandhaus) abrechnen. An gelehrten Gesellschaften zählen wir die deutsche, die medicinische, die naturforschende und die ökonomische. Ein großartiges Journal-Museum, das auf Actien begründet wurde ging bald ein. Der Sinn für wissenschaftliche Vorträge für größere Kreise ist immer sehr schwach gewesen und in den letzten Jahren, wie es scheint, ganz eingeschlummert. Das Interesse, das nach dem für „das Geschäft" und für Vergnügungen übrig bleibt, wendet sich in Leipzig vorzugsweise den Künsten und namentlich der Musik zu.

Das Theater.

Wir wollen es Leipzig nicht als Verdienst anrechnen, aber seinen eigenthümlichen glücklichen Verhältnissen — der Vereinigung der Blüthe der Wissenschaft und des Handels, dem Zusammenfluß zahlloser Fremder in seinen Messen und dem, in Folge davon, früh schon entwickelten Wohlstande — ist es zu danken, daß sich hier das deutsche Schauspiel zuerst entfaltete und sich zur Kunst ausbildete. Man kann sagen: In Leipzig stand die Wiege des deutschen Schauspiels.

Von den Uranfängen, von den geistlichen Spielen u. s. w. dürfen wir schweigen und nur im Vorbeigehen sei erwähnt, daß die erste bestimmte Erwähnung einer Art dramatischer Aufführung in Leipzig in das Jahr 1520 fällt. Aber die erste regelmäßige Schauspielergesellschaft wurde, wie man ziemlich allgemein annimmt, in Leipzig gebildet und mit ihr beginnt die Geschichte der theatralischen Kunst. Jene Gesellschaft trat unter Johann Velten (Velthem, Veltheim) zusammen, der, aus Halle gebürtig, in Leipzig studirte, und andere Studenten, meist Sachsen, veranlaßte, sich ganz dem Theater zu widmen (um 1669). Er erhielt auch die Erlaubniß, seine Gesellschaft die Chursächsische zu nennen. Ein Schreiben von ihm an den Rath der Stadt um Erlaubniß in der Michaelismesse Vorstellungen geben zu dürfen, ist noch im Original vorhanden. Die größte Schwierigkeit, mit der er zu kämpfen hatte, war der Mangel an Stücken, die er selbst herbeischaffen mußte. Er übersetzte deshalb zuerst die Moliere'schen, entlehnte dem Italienischen Possen und nahm ernste Stücke aus dem Spanischen, extemporirte aber auch ganze Stücke. Seine Schauspieler wurden nach ihren Rollen benannt, z. B. der Königsagent, der Tyrannenagent, Courtisan (die lustige Person) rc. Er spielte abwechselnd in Leipzig, Berlin, Nürnberg, Hamburg rc. Hundert Jahre lang hatte indeß die theatralische Kunst keine bleibende Stätte in Leipzig. Velten und einige Gesellschaften nach ihm spielten auf dem Fleischhause, d. h.

auf dem Boden über den Fleischbänken; dann wurde agirt im Opernhaus; in einer Bude vor Bose's Garten (der jetzigen Königsstraße); in Zotens (jetzt Quandts) Hofe; im großen Blumenberg, auf einem Boden, der eigentlich für eine Färberei bestimmt war; in einer Bude vor dem Petersthor und dem May'schen Kaffeegarten; in Richters Garten (in der jetzigen Schützenstraße) bis erst 1766 das Theater an der jetzigen Stelle erbaut wurde.

Auch alle Dichter, denen das deutsche Drama seine Begründung und Ausbildung verdankt, lebten in Leipzig und versuchten hier zuerst ihre Kräfte für die Bühne. Dies wurde bereits 1770 in einem Prolog von Engel ausgesprochen, den die Schrift „Ueber die Leipziger Bühne" Dresden 1770 uns aufbewahrt hat. In diesem vielfach interessanten Prologe heißt es:

Wo unsre Kunst, von jedem Hof verbannt,
Den ersten Ort der Zuflucht fand,
Wo sie zuerst das Glück geliebt zu werden fühlte,
Sich um ihr Haupt die ersten Kränze wand
Und ihre Kindheit froh durchspielte,
Da, Freunde, ist ihr Vaterland ꝛc.
Hier hat Melpomene die alle eingeweiht,
Die unter uns mit wahren Meisterstücken,
Geschaffen für die Ewigkeit,
Verstand und Herz und Ohr entzücken.
Hier war's, wo Hermanns Dichter*) sich
Den tragischen Cothurn erwählte,
Er, der zuerst den deutschen Muth beseelte,
Nie von dem Pfad der alten Meister wich.
Hier war's, wo tief gerührt ihn Braw'**) und Kronegk***) hörten,

*) Johann Elias Schlegel, dessen „Geschwister in Taurien" von der Neuberin schon 1739 aufgeführt wurden und dessen „Hermann" damals so großes Aufsehen machte, wie später Goethe's „Götz".

**) Brawe studirte 1756 hier und wurde durch Lessing zu dramatischen Arbeiten ermuntert.

***) Kronegk kam 1756 nach Leipzig und lernte das Theater hier erst recht kennen.

Die, weil sie selbst geweint, nun andre weinen lehrten;
Wo Lessing auf Menanders Bahn,
Voll Kühnheit des Genies, den ersten Schritt gethan,
Der seltne Geist, den Socrate auch lieben,
Der früh das Herz nach seinen feinsten Trieben
Mit deutschem Scharfsinn durchstudirt,
Der witzig bleibt, wenn er zu Thränen rührt
Und noch im Scherz philosophirt.
Und ist's nicht hier, daß jener Dichter*) singt,
Um den sich längst die Musen alle stritten?
Und singt nicht hier der Meister sanfter Töne,**)
Der nie das Ohr mit welschen Trillern quälet,
Die Kunst mit der Natur vermählet
Und wenn er lacht und wenn er zärtlich ist
Entzücken in das Herz ergießt?"

Warum Gottscheds Verdienste, warum Gellerts Bühnenstücke unerwähnt blieben, wissen wir nicht. Gewiß wurde auch Goethe's Neigung für das Theater hier durch die Beobachtung einer guten Bühne geweckt. Klinger begleitete später die Seyler'sche Gesellschaft hierher; Jünger begann in Leipzig seine dramatische Laufbahn so wie Bretzner rc.

Leipzig war mit Recht von jeher stolz darauf, gewissermaßen die Vaterstadt des Theaters zu sein und die Schauspieler liebten und priesen es fast als ihre Heimat. Noch im Jahre 1798 hieß es in einem Prologe auf unserer Bühne in Bezug auf die Schauspielkunst:

„Dies ist der Ort, wo sie erblühte;
Auf dieser Flur, in diesen Mauern glühte
Ihr goldnes Morgenroth herauf;
Hier, hier begann sie ihren Sonnenlauf;
Hier war's wo Lessings Geist, der kühne,
Erhabne Geist, sein erstes Werk gebar rc.

---

*) Chr. Fel. Weiße.
**) Hiller.

Aber nicht blos das Schauspiel, sondern auch das deutsche Singspiel fand früh schon eine Stätte in Leipzig, denn 1692 erhielt der churfürstlich-sächsische Vicecapellmeister Strungk die Erlaubniß „zu mehrerer Excellirung der Messen gewisse Operetten zu halten" und für ihn wurde das bereits erwähnte Opernhaus gebaut, in welchem die erste Oper 1693 in Leipzig aufgeführt wurde. Zu diesen Vorstellungen wurde durch „gemalte Schilder in den Straßen" eingeladen, denn die Theaterzettel scheinen erst später allgemein geworden zu sein, obgleich man solche Zettel selbst aus Veltens Zeiten kennt, die aber kein Personenverzeichniß enthielten, sondern den Inhalt des Stückes, Theaterverzierungen, Späße der lustigen Person und Angabe des Ortes, der Zeit und des Preises. Die Vorstellungen begannen meist um fünf Uhr, ja manche Gesellschaft durfte nur von zwei bis vier Nachmittags spielen. Im Jahre 1699 kam zur Messe eine „Bande" französischer Schauspieler und 1732 Mainotti aus Prag mit „italienischen Operisten."

Eine neue Periode der theatralischen Kunst beginnt mit der berühmten Neuberin, die schon 1727 in Leipzig spielte und deren Verdienst namentlich darin besteht, daß sie die extemporirten Dramen, Haupt- und Staatsactionen, von ihrer Bühne verbannte und nur regelmäßige Stücke aufzuführen sich bestrebte. Deswegen vereinigte sie sich mit Gottsched, der ebenfalls diese Reform des Theaters anstrebte und deshalb verwies sie den Hanswurst von ihrer Bühne, denn in den Stücken, die sie aufführte, konnte er nicht mehr gebraucht werden. Lessing hat von der merkwürdigen Frau gesagt: „Man müßte sehr unbillig sein, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommne Kenntniß ihrer Kunst absprechen wollte. Sie hat männliche Ansichten; nur in einem Artikel verräth sie ihr Geschlecht: sie tändelt ungemein gern auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voller Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten, wunderbar und schimmernd." Interessant sind die wenigen Bemerkungen aus jener Zeit über die Aufnahme,

welche die Veränderung des Theaters im übrigen Deutschland fand. So schrieb Neuber aus Nürnberg 1731 an Gottsched: „Ich mußte warten, bis ich erfahren, ob es möglich sei, den Hiesigen einen Geschmack davon beizubringen. Anfänglich hat es bei den Meisten gar nichts heißen wollen: eine Komödie von lauter Versen. Nun aber sind doch die Vornehmen, wie ich glaube, gewonnen und bekommen viele Lust, etwas von den neuen Leipziger Büchern zu lesen. Wenn es so fortgeht, dürften die Nürnberger wohl gar Liebhaber von Leipziger Versen werden. Am meisten bedaure ich, daß ich nicht so viele Stücke habe, keine andere als solche aufführen zu können."

Die höchste wöchentliche Gage bei der Neuberin, selbst in ihrer Glanzzeit, war fünf Gulden; auch ihr erster Held (Kahlfeld) bekam nicht mehr. Ein Anfänger erhielt zwei Gulden, ein Verheiratheter aber ebensoviel Zulage. Der berühmte Koch brachte es zu neun Gulden wöchentlich, aber nie höher. Die ledigen Männer hatten übrigens freien Tisch bei der Frau Principalin; den jungen Schauspielerinnen gab sie neben der Kost auch Wohnung und überhaupt hielt sie dieselben, als Pflegetöchter, sodaß die ganze Gesellschaft gewissermaßen eine Familie ausmachte.

Nach der Neuberin zeichnete sich besonders der Director Schönemann mit seiner Truppe aus, bei der Eckhof über siebzehn Jahre spielte und zwar oftmals auch in Leipzig. Neben Eckhof bildete sich auch Koch aus, der in Leipzig studirt, hier sich der Bühne zugewendet hatte und hier endlich eine eigene Gesellschaft gründete. Das war 1750 und in diesem Jahre spielten drei Gesellschaften gleichzeitig in Leipzig: die Neuberin im Blumenberge, Schönemann in Quandts Hofe und endlich Koch, der in Richters Garten im Freien „auf dem lebendigen Theater" spielen mußte, also schon damals eine Art Tivoli-Theater errichtete. Der Schauplatz war im Freien, von Logen umbaut und mit Leinwand überspannt, sodaß das Ganze wie ein großes Zelt aussah.

Als Koch, unter dem die Ausbildung und Veredelung der Schauspielkunst schon sehr deutlich hervortritt, 1751 das Theater in Quandts Hofe bezog, war dasselbe, wie Gottsched meldet, „in einer ganz andern Art erbaut als alle heutigen Schaubühnen in Deutschland und Frankreich eingerichtet sind.“ Sie waren nämlich länglich nach Art der Kirche; hier wurde zum ersten Male, nach dem Muster der griechischen und römischen Theater, die Form des Halbkreises gewählt, welche von da an bei allen neuen Bühneneinrichtungen angenommen wurde. Mit Recht konnte Koch in einem Prologe sagen:

Euch ist nicht unbekannt, wie schlecht vor wenig Jahren
Und wie barbarisch noch die deutschen Bühnen waren,
Was sonst ein Schauspiel war und was es jetzo ist!

Von Interesse ist die Entstehung der deutschen Oper, wie wir sie kennen, die in diese Zeit fällt. Opern freilich hatte es genug schon von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an gegeben und sie vermehrten sich im siebzehnten noch vielmehr. Allmälig traten sie indeß gegen das Schauspiel sehr in den Hintergrund und verschwanden endlich im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts fast ganz, obwohl die Vorliebe für dramatische Musik dem Publicum blieb, was die Intermezzos bezeugen, kurze komische Singspiele, die man seltsamer Weise — wie heutzutage die Orchestermusik — in den Zwischenacten selbst der Trauerspiele aufführte. In Hamburg hatte ein englisches Stück mit englischer Musik Glück gemacht. Koch forderte Weiße auf, ihm dasselbe für seine Bühne zu bearbeiten und Standfuß, Mitglied der Koch'schen Truppe, componirte es. Am 6. October 1752 wurde diese Operette unter dem Titel „Der Teufel ist los“ mit unerhörtem Beifall zum ersten Male aufgeführt und seitdem unzählige Male gegeben. Mit dieser Oper begannen aber auch sofort die Klagen der Directoren. Sie kostete mehr als das Schauspiel, aber dies „zog“ bereits nicht mehr und seit das Publicum eine Oper gehört hatte, wollte es immer Opern hören.

Bei der wachsenden Vorliebe des Publicums für die dramatische Kunst machte sich indeß in Leipzig das Bedürfniß eines eignen Schauspielhauses immer dringender fühlbar und ein intelligenter Kaufmann, der sich um die Kunst vielfach verdient gemacht hat, Zehmisch, unternahm in Verbindung mit einigen Andern den Bau eines Theaters. Die Regierung schenkte dazu die Bastei am Ranstädter Thor (da, wo auch das jetzige Theater steht) und im Jahre 1766 wurde dasselbe eröffnet, mit dem Trauerspiel „Herman" von Schlegel. Es stand bis 1817, in welchem Jahre es abgebrochen wurde, um demjenigen Platz zu machen, das wir kennen und statt dessen längst wieder ein neues gewünscht wird.

Ein eigenes Haus hatte nun die Schauspielkunst in Leipzig, aber keine bleibende Gesellschaft. Auch hatte sie noch immer mit manchen Hindernissen zu kämpfen. Die Vorstellungen begannen damals um fünf Uhr, ein Professor Winkler las um dieselbe Zeit Collegien und damit die Studenten nicht verführt würden, das Theater seinen Vorträgen vorzuziehen, bewirkte er eine Verordnung, nach welcher wöchentlich nur zweimal, Mittwochs und Sonnabends, gespielt werden durfte. Ferner zeigte sich schon damals — wie seitdem immer und nicht blos in Leipzig, sondern überall — die Wahrheit, daß „wenn die Kunst verfiel, sie durch die Künstler gefallen ist", daß nicht der Geschmack des Publicums das Repertoir, sondern umgekehrt das Repertoir den Geschmack des Publicums bestimmt, welches stets das mit Vorliebe aufnimmt, was ihm mit Vorliebe geboten wird, obgleich allerdings sein Geschmack leichter zu verderben als zu veredeln ist.

Im Jahre 1770 eröffnete Waser sein für ihn vor dem Bose'schen Garten erbautes hölzernes Theater, um die Reize seiner Tänzerin zu zeigen, durch schnöde Possenreißerei die Menge zum Lachen zu reizen und Mancher Ohren durch Zweideutigkeiten zu kitzeln. „Und," heißt es in einer Schrift aus jener Zeit, „man wadete durch den tiefsten Schnee, um den Unsinn zu sehen, während man sich

in dem großen Theater bei den vortrefflichsten Studien zu frieren furchte. Es kamen Dinge vor, bei denen man hätte erwarten sollen, daß alle Damen, wie einst das Parterre in Berlin, fortgezogen wären, um nie wieder zu kommen. Sie hielten aus und ich sah Gesichter durch unanständiges Lachen sich verzerren; ich schämte mich darüber, daß sie sich nicht schämen wollten." Waser machte brillante Geschäfte bis 1772.

Nach der Koch'schen Gesellschaft spielte in Leipzig die Seylersche, welcher die privilegirte deutsche Gesellschaft von Pasqual Bondini folgte, der 1782 auch eine italienische Oper brachte und bereits in diesem Jahre am 20. September die Räuber aufführen ließ, die indeß bald darauf verboten wurden. Am 15. September 1786 ging hier Fiesco zum ersten Male über die Bühne, ein Jahr darauf Don Carlos. Von 1788 wechselte die Seconda'schen Gesellschaft mit der Bondini'schen ab. Im Jahre 1793 am 25. Januar wurde die Zauberflöte zum ersten Male gegeben und dann bis zum 3. März funfzehn Mal. Ihr folgten rasch die andern Mozartschen Opern. Am 25. April 1800 schritt „Wallenstein" zum ersten Male über die Bühne, am 16. Juni 1801 „Maria Stuart", am 11. September „die Jungfrau von Orleans" am 18. August 1805 „Wilhelm Tell".

In verschiedenen Jahren spielte die herzoglich dessauische Hofschauspielergesellschaft, sowie die Weimarsche in Leipzig. Im Mai 1807 eröffnete diese ihre Vorstellungen mit dem zu diesem Zwecke von Goethe geschriebenen Prologe:

Wenn sich auf hoher Meeresfluth ein Schiff
Von grader Bahn abwärts getrieben sieht ꝛc.

Im Herbst 1814 hörte die Direction und das Privilegium Seconda's auf und das deutsche wie das italienische Operntheater wurde in eine Staatsanstalt verwandelt. Mit dem Beginn der „königlichen Schauspiele" erst schwand die Sitte, daß nach Beendi-

gung der Stücke eine dazu gehörige Person vortrat und die Vorstellung des nächsten Schauspiels ankündigte.

Im Jahre 1816 endlich gelang es das Theater für die Stadt selbst zu gewinnen. Das Haus wurde umgebaut und Hofrath Dr. Küstner, der in der Geschichte des deutschen Theaters eine hervorragende Rolle spielen sollte, übernahm die Direction auf eigene Kosten und Gefahr, unter Aufsicht einer Deputation des Rathes. Die Vorstellungen begannen am 26. August 1817 mit der „Braut von Messina" und einem Prologe, in dem wiederum hervorgehoben wurde, daß Leipzig die ersten dramatischen Dichter und die ersten Schauspieler gebildet habe. Während des Baues wollte die Stadt aber nicht ohne Theater sein und so wurde eine Art Tivoli-Theater, genannt das Theater an der Pleiße, schnell im Garten des Place de repos aufgeführt. Es wurden darin während der Ostermesse Vorstellungen gegeben, aber dies erste Sommertheater konnte sich nicht halten und schon im Juni mußte es geschlossen werden.

Küstner hat seine ehrenvoll bekannte Direction bis 1828 geführt und beschrieben. Mehrere der Künstler, mit dem er sie begann, haben sich einen bedeutenden Namen erworben, z. B. Löwe, jetzt in Wien. Es war dies die Glanzzeit des Leipziger Theaters, das in jener Zeit als wirkliche Kunstanstalt gelten konnte. Nach dem Rücktritte Küstners bewilligte die Regierung der Stadt auf drei Jahre ein Hoftheater und die Intendantur engagirte eine neue Gesellschaft. Das Unternehmen machte indeß wegen der Zeitverhältnisse 1830 und 1831 bedeutende Zuschüsse nöthig und so wurde es am 31. Mai 1832 geschlossen. Auch Küstner versichert während seiner Direction bedeutende Summen verloren zu haben. Bessere Geschäfte machte Ringelhardt, der das Theater vom 15. August 1832 übernahm und nicht sowohl als Kunstanstalt, sondern als „Geschäft" behandelte. Er kam aus Köln und brachte von da als Secretair Robert Blum mit, der in Leipzig später außerhalb

des Theaters eine Haupt-Rolle spielen sollte. Ringelhard hatte keine Zuschüsse zu machen: er zog vielmehr Gewinn von dem Unternehmen. Freilich begünstigten ihn manche Glücksumstände. Er selbst hat es oft, und der Frau Schröder-Devrient, die ihn damals durch ihre bewunderten und bewundernswürdigen Gastvorstellungen die Casse füllte, ins Gesicht gesagt: „Mein größtes Glück waren Sie, noch mehr aber „Lumpacivagabundus."

Durch übelangewandtes Sparen verringerte er indeß allmälig den Theaterbesuch und er hielt es für gerathen, ganz zurückzutreten. Das Haus wurde restaurirt und Dr. Schmidt übernahm die Direction unter den günstigsten Aussichten. Er wollte wieder eine Kunstanstalt gründen und das Publicum unterstützte ihn kräftig dabei; ich muß wiederholen: das Publicum nimmt stets mit Vorliebe auf, was ihm mit Vorliebe geboten wird. Leider zogen bald die Märzstürme von 1848 mit ihren Folgen über Deutschland und Schmidt konnte die Anstalt unter diesen ungewöhnlichen Umständen nicht halten. Er selbst zog über das Meer und seit 1855 schläft er in der fremden Erde. Das Theater ging, als sich die Verhältnisse wieder klärten, an den jetzigen Director Wirsing über, der nebenbei auch ein Sommertheater in Gerhards Garten einrichtete, das selbstverständlich wie alle derartigen Unternehmungen den Geschmack des Publicums nicht veredelt.

Das große Concert.

Fast alles Große, Schöne und Ruhmeswerthe, das Leipzig auszeichnet und das die Stadt mit gerechtem Stolze ihr eigen nennt, ist durch Einzelne oder einen Verein Mehrerer ihrer Bewohner geschaffen worden, und wie es aus ächtem Bürgersinn emporgewachsen, so wurde es von den nachfolgenden Geschlechtern in gleichem Geiste gepflegt und weiter gebildet. Dazu gehört auch das große Concert (Abonnementsconcert, Gewandhausconcert), das einen unverkennbaren Einfluß auf die deutsche Musik gehabt, darum aber auch einen

Weltruf erlangt hat. Im Jahre 1743 führte die Liebe zur Musik einige Familien zusammen, die kleine Concerte veranstalteten. Aus diesem Keime hat sich allmälig das glänzende Institut entwickelt, das nun die Freude und der Ruhm der Stadt ist, obwohl es bis in die letzten Jahre herunter etwas von einem Familienkreise an sich behalten hat. Das Concert war schon fast zu einer öffentlichen Anstalt geworden und bereits in den Saal im Gewandhause verlegt, als ein Abonnementbillet noch für eine ganze Familie galt und die Damen unbedingt freien Eintritt hatten. Zwei der Directoren hatten Jour und namentlich die Verpflichtung, den Damen Plätze zu verschaffen und sie in den Pausen, in denen Alle aufzustehen pflegten, zu unterhalten. Aus diesem Charakter eines Familienvereins, den das Concert lange und streng festhielt, schreibt sich z. B. die Stellung der Stühle im Saale und manches Andere her, das sich sonst nicht leicht erklären ließe.

Die Concerte begannen am 11. März 1743 und eine handschriftliche Aufzeichnung sagt: „Sie wurden von sechzehn Personen sowohl adeligen als bürgerlichen Standes angelegt, wobei jede Person jährlich zur Erhaltung derselben zwanzig Thaler erlegen mußte. Die Anzahl der Musicirenden war ebenfalls sechzehn auserlesene Personen und sie wurden erstlich in der Grimma'schen Gasse bei dem Herrn Bergrath Schwabe, in vier Wochen darauf, weil bei Ersterem der Platz zu enge, bei Herrn Gleditschen, dem Buchführer, aufgeführt und gehalten." Im nächsteu Jahre schon wurde das Orchester vermehrt, weil das Unternehmen allgemeinen Beifall fand und die Mittel sich gemehrt hatten und 1745, nach dem Tode des „Buchführers", verlegte man die Concerte in den Gasthof zu den drei Schwanen in dem Brühle. Damals hatte nicht blos „das Frauenzimmer" freien Eintritt, sondern auch die Fremden und „reisenden Passagiers." Dies hörte indeß 1747 auf und mit Ausnahme der Damen mußten nun Alle bezahlen, die das Concert besuchen wollten. Ein einzelnes Billet kostete einen halben Thaler,

das Abonnement für das ganze Jahr drei Ducaten für Einheimische, vier für „fremde Cavaliers und auswärtige Herren Studiosi“. Anfangs wurden die Concerte im Sommer und im Winter gehalten, im erstern alle vierzehn Tage, im letztern alle acht Tage, Donnerstags um fünf Uhr. Im Jahre 1781 beschränkte man die Zahl der Concerte auf vierundzwanzig und auf den Winter, noch später auf zwanzig, wobei es bekanntlich geblieben ist.

Der siebenjährige Krieg unterbrach die Concerte, bei denen auch der Erbauer des Theaters, der Kaufmann Zehmisch, als Vorsteher und Leiter besonders thätig war; 1763 aber begannen sie von neuem und bald zeigte es sich, daß auch der Saal in den drei Schwanen nicht mehr Raum genug gewährte. Diese Klage über nicht zureichenden Raum in dem Saale ist also so alt als das Concert, und nicht erst von heute. Einen besondern Aufschwung nahmen sie unter Hillers musikalischer Leitung, der sie in den Saal im Königshause verlegte und für eigene Rechnung führte, auch dem Mangel an Gesangskräften dadurch abzuhelfen suchte, daß er eine Gesangschule für junge Mädchen errichtete, aus welcher sehr berühmte Künstlerinnen hervorgegangen sind, z. B. Gertrud Schmehling, als Mara überall bewundert und gefeiert, Corona Schröter, die Goethe in dem Concert singen hörte und für Weimar gewann, wo sie die Freundin Schillers und Goethe's wurde, der ihr in „Miedings Tod“ ein unvergängliches Denkmal stiftete, und die Schwestern Podleska, welche ihrem Lehrer das bekannte Denkmal in unserer Promenade errichteten.

Der Beginn der Concerte, wie wir sie jetzt kennen, fällt indeß in ihre Verlegung in das Gewandhaus 1781, in welchem ein Saal zu diesem Zwecke eingerichtet wurde, den Oeser mit Malereien schmückte, die Decke namentlich mit einer Darstellung „die Vertreibung der ältern Musik durch die neuere.“ Die Kosten des Baues trug die Stadt, die für die innere Einrichtung und Ausschmückung (2000 Thlr.) wurden dagegen durch freiwillige Beiträge einzelner

9*

Kunstfreunde aufgebracht. Die Herstellung des Saales ist dem um die Stadt vielfach verdienten Bürgermeister Müller zu danken, der auch elf angesehene Männer der Stadt veranlaßte, mit ihm das Directorium der Concerte zu übernehmen. In seiner Biographie heißt es: „Er ordnete die aufzuführenden Concerte an, sah die zu druckenden Zettel durch und versäumte fast nie die wirkliche Aufführung. Einige Wochen vor seinem Tode ordnete er das Requiem von Mozart an, — das man dann zu seiner Todtenfeier aufführte."

Die Chöre wurden damals von einer Anzahl besoldeter junger Leute aufgeführt, theils Knaben, theils Studenten. Den Thomanerchor benutzte man erst später und die Mitwirkung der Singakademie trat noch viel später ein (unter Pohlenz). Der Dirigent leitete nur die Solovorträge und die Chöre des Gesanges. Die Leitung der Symphonien u. s. w. mittelst des Tactstockes führte erst Mendelssohn 1835 ein. Früher lag sie dem Concertmeister oder, wie er im Anfange hieß, dem Vorgeiger, ob. Der erste Vorgeiger von 1781 an (zu gleicher Zeit Director des Theaterorchesters) war der verdienstvolle Johann Georg Häser, dem auch die Stiftung des Pensionsfonds für alte und kranke Musiker zu danken ist.

Die meisten Arien, welche die für das Concert angestellten Sängerinnen vortrugen (zu denen auch Schichts, des späteren Concertdirectors, nachherige Frau, Dem. Valdesturla, gehörte), rührten von italienischen Componisten her und Namen deutscher Componisten kommen sehr selten vor. Nach 1785 findet man die Namen Haydn und Mozart. Diese Sängerinnen zeichneten sich nicht nur durch große Fertigkeit, sondern auch dadurch aus, daß sie in einer Saison vielleicht dreißig verschiedene Arien vortrugen. Selten kam eine in einem Jahre zweimal vor. Das ist jetzt anders geworden und auch der Umstand, daß man damals bei einer Sängerin nur auf ihre Stimme und ihre Kunstfertigkeit Rücksicht nahm,

keineswegs aber von ihr auch körperliche Schönheit als nothwendige Eigenschaft verlangte. Eine dieser Sängerinnen ließ sich von 1786 bis 1802 fast in jedem Concerte hören.

Instrumentalsoli wurden anfänglich nur von Mitgliedern des Orchesters selbst vorgetragen; zu Ende des Jahrhunderts wurde es aber Sitte, gewisse Instrumentalvirtuosen wie Sängerinnen für die ganze Saison zu engagiren. Ein beliebtes Instrument war damals seltsamerweise das Fagot, und in jeder Saison kamen drei bis vier Fagotsoli vor; ja man hörte Baßarien mit obligatem Fagot an. Eine ziemlich große Rolle hatte im Anfange noch der Flügel, auf dem sich namentlich Schicht öfters hören ließ. Auch diente dies Instrument häufig zur Begleitung. Selbst eine Orgel befand sich im Concertsaale, dagegen waren die Pauken und Trompeten aus dem Orchester hinweg und in kleine Logen über demselben verwiesen. Der Erwähnung dürfte es auch werth sein, daß die Vorliebe für die Flöte, die doch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schon in Deutschland so allgemein begünstigt wurde, erst im Anfange unsers Jahrhunderts hervortrat, da aber auch in solcher Weise, daß sechs bis acht Flötenconcerte in einem Winter gar nichts Seltenes waren.

Auch reisende Virtuosen ließen sich schon frühzeitig in diesen Concerten hören. Die Zahl derselben, die in dem Gewandhaussaale aufgetreten sind, ist sehr bedeutend und kaum dürfte es einen hervorragenden Virtuosen von 1781 bis heute geben, der nicht nach Leipzig geeilt wäre, gleichsam um hier seinen Ruf bestätigen zu lassen, denn der Geschmack des Leipziger Publicums in Sachen der Musik galt bald für maßgebend in Deutschland. Wagte doch Leipzig zuerst die gefeierte Catalani als Sängerin zu tadeln. Hatte dagegen Leipzig einem Virtuosen, einer Sängerin seinen Beifall zuerkannt, so galt derselbe als unantastbares Diplom, mit dem sie getrost durch die Welt ziehen konnten. Namentlich war dies der Fall zur Glanzzeit der Concerte, unter der Direction Mendelssohns.

Selbst die Begeisterung für Beethovens Compositionen — ich sage nicht die Anerkennung ihres Werthes — hat sich von Leipzig aus verbreitet und darauf darf es stolz sein.

Der größte Meister, der in dem Gewandhaussaale auftrat und der deshalb unsere Beachtung vorzugsweise verdient, war Mozart. Am 12. Mai 1789 gab er sein Concert und Rochlitz hat ausführlich darüber berichtet.

Das Orchester war an ein ruhiges Spiel gewöhnt und Mozart nahm in der Probe ein so rasches Tempo, daß die Leute ihm nicht zu folgen vermochten, worüber der feurige Meister sich so erzürnte, daß er gar oft rief: „Halt! Noch einmal!“ zuletzt aber mit dem Fuße den Tact so gewaltig stampfte, daß ihm eine Schuhschnalle absprang. Die Musiker, die eine solche Behandlung nie erfahren hatten, wurden ärgerlich und unmuthig, bearbeiteten so ihre Instrumente und da ging es. Er selbst ließ sich in dem Concert auf dem Clavier hören und es kamen nur Compositionen von ihm selbst vor, die auch fast alle noch nicht gedruckt waren, z. B. die beiden Clavierconcerte in B-dur und in C-dur. Nach dem Ende des Concertes ersuchte man ihn, etwas ohne Begleitung zu spielen; er war dazu sofort bereit und trug noch zwei seiner Stücke vor. Eine glänzende Einnahme hatte er von dem Concerte nicht, denn die Hälfte der Anwesenden hatten Freibillets gehabt, dagegen waren der Beifall, den er erhielt, die Bewunderung, die er erregte, außerordentlich. Für die Förderung der von ihm begonnenen Aenderung des Geschmacks waren in Leipzig, in dem Concerte, zwei Künstlerehepaare vorzugsweise thätig, August Eberhard Müller (später in Weimar) und seine Frau, eine vorzügliche Clavierspielerin, und Schlick, Violoncellvirtuos, mit seiner Frau, geborne Strinasacchi, die sich durch ihr Violinspiel auszeichnete. Sie spielten vorzugsweise Mozart'sche Compositionen, die sich mehr und mehr Bahn brachen, bis sie Enthusiasmus für den großen Meister erregten. Sie bahnten auch den Schöpfungen Beethovens den Weg, obgleich

diese nicht so schnell allgemeine Anerkennung fanden. Diese verbreitete sich langsam und allmälig und steigerte sich erst unter Mendelssohn Direction der Concerte zur Begeisterung. Er hob die Ausführung der Beethoven'schen Symphonien zu einer früher kaum geahneten Vollendung. Mit den Mozart'schen und Beethoven-schen Compositionen beginnt in unserm Concert auch der Kampf zwischen der Instrumental- und Vocalmusik. Die letztere hatte vorher unbestreitbar den Vorrang behauptet, wurde aber mehr und mehr zurückgedrängt und hat endlich die erste Stelle an die Instrumentalmusik abtreten müssen.

Von Hiller hatte Schicht schon 1786 die Direction übernommen, und er führte sie unausgesetzt bis 1810, worauf Christian Schulz eintrat. Mehrere Jahre führte sie August Pohlenz, bis sie Felix Mendelssohn übernahm. Auf der Höhe künstlerischer Vollendung, zu welcher er die Concerte brachte, konnten sie sich nach dem frühen Tode des Meisters zwar nicht ganz erhalten, wie die besten Kenner versichern, doch blieben sie bis auf den heutigen Tag mit vollem Rechte der Stolz Leipzigs.

Der Concertmeister Häser behielt seine Stellung bis 1796; ihm folgte der Virtuos Villaret und diesem der berühmte Bartolomeo Campagnoli, dessen Engagement der Bürgermeister Müller veranlaßte und der das Amt bis 1817 verwaltete, wo ihn Matthäi ablöste, dem seinerseits der noch thätige verdienstvolle David folgte.

Die Anordnung des Programmes der Concerte, um davon noch ein Wort zu sagen, ist sich im Ganzen vom Anfange bis jetzt ziemlich gleich geblieben. Sie war vom Beginn der Concerte an folgende: Eine kleine Symphonie; eine Sopran- oder, weit seltener, eine Tenor-Arie; ein Instrumentalsolo und noch ein Sopransolo; im zweiten Theile dann eine kleine Symphonie, ein Gesangchor, ein kleines Instrumentalsolo und zuletzt noch eine kleine Symphonie. Jetzt füllt regelmäßig den zweiten Theil eine große Symphonie ganz aus.

Neben das große Concert ist seit mehreren Jahren ein anderes Concertinstitut (Euterpe) getreten, das dem ersten treu nachgebildet ist, nur daß es wenigere Concerte den Winter hindurch giebt und billigere Eintrittspreise hat. Es wird freilich von der Aristokratie der Musikfreunde, welche die Partei des großen Concertes ausmachen, nicht als gleichstehend anerkannt, dagegen zahlreich von denen besucht, welchen die Eintrittspreise im Gewandhause zu hoch sind, sowie von den Frauen, die mit den glänzenden Toiletten der Damen dort nicht wetteifern wollen oder können, sodaß die Euterpeaufführungen so recht die Concerte des Mittelstandes sind und die Liebe für Musik in immer weitern Kreisen in Leipzig verbreiten, obgleich seit lange die Musik diejenige Kunst ist, welche hier die zahlreichsten und eifrigsten Verehrer in allen Ständen zählt. Dies erkennt man auch daran, daß in fast allen Restaurationsgärten und anderen Etablissements den Sommer über an mehreren Tagen in der Woche Concerte gehalten werden und daß diese fast immer ziemlich zahlreich besucht sind. Diesen Concerten im Freien ist namentlich an Sonntagen fast gar nicht auszuweichen, sodaß diejenigen, welche einen Restaurationsgarten besuchen wollen, ohne Musik zu hören, weit und breit um die Stadt her kaum einen Platz der Art finden. Selbst an solchen öffentlichen Orten werden sogar Beethoven'sche Symphonien gelegentlich vorgetragen, wenn auch Tänze die Hauptsache im Repertoire sind, und im Ganzen muß man den Musikern nachsagen, daß sie vortrefflich spielen.

Daß in einer Stadt, in welcher die Musik mit so großer Vorliebe gepflegt wird, das Conservatorium für Musik blüht, unterliegt gar keinem Zweifel. Einen Vorzug hat es ganz neuerdings gewonnen, indem man bei der Feier des hundertjährigen Geburtsfestes Mozarts einen Fond zu einem Mozartstipendium für ausgezeichnete Schüler des Conservatoriums gründete.

Das städtische Museum.

Bis vor wenigen Jahren wurde die Pflege der andern Künste in Leipzig in Vergleich mit der Musik sehr vernachlässigt, wenn es auch immer Einzelne gab, welche Gemälde liebten, Einige sogar, die bedeutende Sammlungen anlegten. Dem Kunstverein ist es zu danken, daß der Sinn des Publicums auch mehr auf die bildenden Künste gelenkt wurde. Er veranstaltete regelmäßig Gemäldeausstellungen und er ist sogar der Gründer des städtischen Museums, das sich zu einer großartigen Anstalt entwickelt; denn der Verein nahm in seine Statuten die Bestimmung auf, einen Theil seiner Einnahmen darauf zu verwenden, werthvolle neuere Gemälde anzukaufen, dieselben der Stadt zu schenken und so allmälig eine städtische Galerie zu schaffen. Diesem nicht hoch genug zu rühmenden Vorhaben ist man mit Ausdauer treu geblieben, sodaß nach einigen Jahren bereits in einem Locale des ersten Bürgerschulgebäudes eine, wenn auch kleine Sammlung von Gemälden aufgestellt werden konnte. Mit diesen vereinigte man eine Anzahl alter Bilder, die sich früher in Kirchen befunden hatten, daraus in schlechtem Zustande weggenommen, restaurirt und im Saale der städtischen Bibliothek aufgestellt worden waren. Da die Geschichte dieser alten zum Theil sehr werthvollen Bilder wenig bekannt ist, so stehe hier ein Bericht über dieselbe aus 1815, der Zeit ihrer Entdeckung. Es heißt darin:

Die Entdeckung dieser bedeutenden Schätze sind wir Herrn Quandt schuldig, einem jungen Handelsmann, der mit Enthusiasmus für die Kunst schöne Kenntnisse derselben verbindet, auch Geschmack und Einsichten auf Reisen geläutert hat. Unter dem Schutze, und mit Begünstigung der hohen Behörden, dem Beistande des Herrn Dr. Stieglitz und thätiger Mitwirkung der Herren Hillig und Lehmann, hat derselbe mehrere kostbare

Bilder vom Untergange gerettet. Vorläufig können wir Folgendes davon mittheilen. Es sind:

Sechs Gemälde auf Goldgrund. Die Lichter in den Gewändern mit Gold gehöht.

Ein Ecce homo, mit der Jahrzahl 1498.

Eine Krönung Mariä, viel älter. Zu aller Mangelhaftigkeit der Zeichnung ist sehr viel zartes Gefühl gesellt.

Eine Dreifaltigkeit. Gott Vater, die Leiche des Sohns im Schoose haltend. Unzählige Engel umgeben die erhabene Gruppe. Auf der Erde ruhen drei Verstorbene. Auf der einen Seite kniet Maria, auf der andern der heilige Sebastian, welche betend den Todesschlummer der Schlafenden bewachen.

Verfolgung der ersten Christen. Die Köpfe so schön und gefühlvoll, daß sie an Holbein erinnern.

Geschichte des Lazarus. Hände und Füße nicht zum Besten gezeichnet, die Köpfe hingegen von der größten Schönheit, dem edelsten und rührendsten Ausdruck.

Bilder des ältern Kranach.

Die Verklärung. Christus ist eine wahre Vergötterung des Menschen. Die erhabenen Gestalten des Himmels umgeben ihn; auf dem Hügel ruhen die Jünger im wachen Traume. Eine herrliche Aussicht eröffnet sich dem Auge weit über das Meer, und über ein reichbebautes Vorgebirge. Das Bild ist Ein Moment, Ein Guß des Gedankens, vielleicht der höchste, kunstreichste Augenblick in Kranachs Leben.

Die Samariterin. Christus, voll hoher männlicher Würde, Weisheit und Huld, spricht wohlwollend und ernst zu dem jugendlich sorglosen Weibe, welches, ohne Beschauung, das Leben genußreich auf sich einwirken ließ, und es heiter hinnahm. Von den gehaltvollen Worten ergriffen, kehrt ihr Blick zum ersten Mal sich in ihr Inneres.

Die Kreuzigung. Auf der einen Seite stehen, in tiefen Schmerz versunken, die Freunde des Heilands, auf der andern, in unerschütterlich roher Kraft, die Kriegsknechte. Der Hauptmann allein blickt gedankenvoll zu dem Gekreuzigten empor, sowie auch einer von den Priestern. Diese drei Bilder sind von beträchtlicher Größe.

Der Sterbende. Ungefähr zwanzig Zoll breit, und einige dreißig Zoll hoch. Die größte Figur im Vordergrunde hat ungefähr vier Zoll. Die Composition ist reich und erfordert eine weitläufige Beschreibung, daher nur so viel zur Einleitung: Unten liegt der Sterbende, dem die letzte Oelung ertheilt wird; an dessen Bette kniet die Gattin; die Erben hingegen untersuchen Kisten und Kasten. Ueber dem Sterbenden erhebt sich dessen Seele, welche sich auf der einen Seite, von Teufeln, ihre Sünden vorgehalten sieht, auf der andern von Engeln Vergebung vernimmt. Oben zeigt sich in Wolken die Dreieinigkeit, mit Engeln und Patriarchen umgeben. Noch höher befindet sich ein Abschnitt, auf dem eine Kirche vorgestellt ist, zu welcher sich Betende nahen.

Nicht zu beschreiben ist die Zartheit, womit dieses Bild ausgeführt ist, und vorzüglich haben die größten wie die kleinsten Köpfe eine musterhafte Vollendung und Ausführung; auch findet sich sehr selten hier etwas Verschobenes, das in Kranachs Köpfen oft vorkommt.

Dieses Bild diente zur Zierde des Grabmals eines Herrn Schmidburg, der nach der Inschrift im Jahre 1518 starb. Aus dieser Zeit muß also auch dieses Bild sein, worauf Kranachs Monogramm steht.

Endlich Bilder des jüngern Kranach.

Allegorisches Bild. Auf die Erlösung deutend. — Es hat dasselbe im Allgemeinen der Anordnung, in den Gruppen und in der einnehmenden Idee große Aehnlichkeit mit dem Al-

targemälde in Weimar, das wir durch Kupferstich und Beschreibung kennen; es ist jedoch kleiner.

Christus ist jenem auf dem Bilde in Weimar sehr ähnlich, nur in entgegengesetzter Richtung gezeichnet. Den untern Theil der Tafel füllt ein zahlreiches Familiengemälde. Auf dem Stamme des Kreuzes ist Kranachs Monogramm und die Jahrzahl 1557, woraus zu folgen scheint, da Kranach 1553 gestorben, dieses Bild, sowie das folgende, seien von seinem Sohne gemalt.

Die Auferstehung mit der Jahrzahl 1559. Es wäre werth zu untersuchen, wodurch die Werke des jüngern Kranach sich von denen seines Vaters unterscheiden. Es scheint mir das Bild mit der Jahrzahl 1557 im eigentlichsten Sinne mehr gemalt, als die andern. Es ist darin eine Untermalung unter den Lasuren zu bemerken; dahingegen die ältern Bilder mehr in Oel lasirte Zeichnungen zu nennen sind. Und so wäre es denn nicht unwahrscheinlich, daß diese letztern Gemälde sich von Kranach, dem Sohn, jene erstern hingegen von Kranach, dem Vater, herschrieben.

Unter den Gemälden, welche das städtische Museum durch Kauf oder durch Schenkung erlangt hat, befinden sich mehrere, die bereits sehr bekannt geworden sind. Eine Aufzählung der hervorragendsten wird manchen Lesern von Interesse sein und wir beginnen sie mit der Germania von Veit. Ihr schließen sich an Cromwell von Somers; Dona Diana von Karl Sohn; Friedrich II. nach der Schlacht bei Collin, von Julius Schrader und Kaiser Heinrich IV. der Krone entsagend, von demselben; Delila und Simson, von Erwin Speckter; die Verlobung in der Normandie, von Henry Ritter; der schlafende Räuber von Ludwig Robert; Verbrecher in der Kirche, von Wilhelm Heine; Fischer bergen ein Wrack, von L. Poitevin; die letzten Augenblicke

Philipps II., von Bergmann; Kindertanz, von de Loose; Almosen des heiligen Rochus, von Julius Schnorr v. Carolsfeld; Christus heilt die Kranken, von Ad. F. Oeser, nebst einzelnen Bildern von Quintin Messis (der Wucherer), Guido Reni, Claude Joseph Vernet, Carlo Dolce, Adrian von Utrecht, Cano, Zurbaran, Kügelchen, ein Viehhof von Dietrich ꝛc.

Unter den Landschaften befinden sich einige Perlen ersten Ranges, wie eine große treffliche Landschaft von Schirmer und ein großes Bild von Calame „aus dem Schweizer Hochgebirge"; dann eine „Landschaft aus dem Sabinergebirge" von Ludwig Richter, ein „Sonnenaufgang bei einem Gewitter auf den Hebriden" von Robert Kummer und zwei herrliche große Werke von Scheuern, „Schloß am See" und „alte Burg im Aarthale".

Von nicht hoch genug zu schätzender Bedeutung für dieses städtische Museum zunächst, aber auch für Weckung und Erhaltung der Liebe zur Kunst in der Stadt im Allgemeinen ist es geworden, daß Heinrich Schletter, ein wohlhabender Kaufmann und gebildeter Kunstfreund, seine Sammlung meist moderner und zwar französischer Gemälde der Stadt unter der Bedingung vermachte, daß sie für das städtische Museum ein entsprechendes Gebäude herstelle, zu dessen Kosten er überdies sein Haus hergab. Die Stadt hat mit freudiger Dankbarkeit das großartige Geschenk angenommen und nach langen Berathungen wird nun nächstens der Bau eines Museumgebäudes an einer sehr zweckmäßig gewählten Stelle beginnen.

Dem Geldwerthe nach hat man die Schletterſche Galerie auf 90,000 Thaler geschätzt, wie wir im Vorbeigehen bemerken. Sie bildet aber eine Vereinigung von Werken, wie sie in ähnlicher Weise kaum an irgend einem andern Orte wieder zu finden ist und diese macht sie unschätzbar. Sie enthält z. B. drei große Calame'sche Landschaften und da, wie erwähnt, das städtische Museum

schon früher ebenfalls eine solche große Landschaft besaß, so hat der Kunstfreund Gelegenheit, hier vier Werke des Meisters zu studiren und diese allein sind eine Reise selbst aus weiter Ferne nach Leipzig werth. Die drei Calame'schen Landschaften sind „Windstoß am Vierwaldstätter See", „die Kette des Monte Rosa bei Sonnenaufgang" und „die 1755 ausgegrabenen Tempelreste von Päſtum".

Die Galerie enthält ferner das vielbewunderte Meisterwerk von Delaroche, „Napoleon in Fontainebleau am 31. März 1814"; sie besitzt zwei große vortreffliche Seestücke von Gudin; zwei Bilder mit Schafen von Verboekhoven, darunter das berühmte große; drei bekannte Gemälde von Biard, nämlich „Kampf mit den Eisbären"; „der wahnsinnige Karl VI." und „die Wüste"; drei Gemälde von Bellangé: „Abfahrt der Rekruten", „Rückkehr der Soldaten", „Napoleon nach der Schlacht bei Wagram österreichische Gefangene begrüßend"; ferner von Bouchot „die Begräbnißfeier des Generals Marceau"; von Papety „die Findung Moses"; ein kleines Bild von Horace Vernet, drei von Destouches, andere von Alf. de Dreux, von Coignard, von Roqueplan, von Wickenberg, „eine Karawane in der Wüste vom Samum überfallen" vom G. Kretzschmer und mehrere andere.

Es gehört zu dieser kostbaren Galerie aber auch ein Cabinet von Gemälden alter Meister z. B. eine vorzügliche Madonna von Murillo, und eine andere aus dessen Schule, ferner Stücke von Carlo Dolce, Sasso Ferrato, Guido Reni, G. Bellini, Giulio Romano ꝛc., sowie überdies eine Anzahl Bronzen und Vasen, die Marmorstatue der Jungfrau v. Orleans von der Prinzessin Marie von Orleans u. s. w.

Wird, wie zu hoffen steht, für diese Sammlung ein ihrer würdiges Gebäude aufgeführt, so hat Leipzig in seinem „Museum" zu seinen vielen Schätzen einen neuen erlangt, auf den es mit Recht stolz sein darf, zumal wohl zu erwarten ist, daß die Sammlung,

wie sie durch Einzelne aus Liebe zur Kunst und zur Stadt begründet wurde, in Zukunft in gleicher Weise fort und fort vermehrt werden wird.

Rastlose Thätigkeit, Gemeinsinn, Liebe zu Wissenschaft und Kunst, haben Leipzigs Ruhm und Glanz gegründet; mögen sie den Bewohnern der Stadt verbleiben und das Gedeihen derselben fördern durch alle kommende Zeiten!

Druck der Nies'schen Buchdruckerei in Leipzig.